

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Grüß dich Gott/mein Badnerland

[urn:nbn:de:bsz:31-338762](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338762)



# Grüß dich Gott/mein Badnerland

## Heimatlied

(Volkslied)

Traute Heimat, meine Wonne,  
 O, wie lieb ich dich so sehr,  
 Wo die schöne Frühlingssonne  
 Lächelt um mich her!  
 Nirgends in der ganzen Welt  
 Mir's so wohl gefällt!

Diese Täler, diese Berge —  
 O, wie heimisch sind sie mir!  
 Himmelan schwingt sich die Lerche  
 Jubelt, Gott, ein Loblied dir.  
 Lerche singst sonst nie so schön  
 Wie auf unsern Höhn!

Heimat, könnt' ich je dich meiden  
 Und in weite Ferne gehn  
 Heimat, von dir sollt' ich scheiden  
 Und dich niemals wiederseh'n!  
 Nein, dich laß' ich nimmermehr;  
 Nichts freut mich so sehr!



# Ein Gang durch das untere Taubertal.

(1865.)

Von Wilhelm Heinrich Riehl.

Im Nachfolgenden bringt der Kalendermann den Schlußteil eines kulturgeographischen Aufsatzes von Riehl über das Taubertal zum Abdruck. Das Buch, in dem der „Gang durch das Taubertal“ steht, ist seit Jahren vergriffen; so werden wohl viele Leser (namentlich des Taubergrundes) diese Wiederveröffentlichung begrüßen.

Es ist schon lange her, seit der große Kulturhistoriker den „Gang durch das Taubertal“ getan hat. Seine Darstellung ist berühmt geworden — das Beste geblieben, was bis heute über das „Hinterland“ geschrieben wurde. Viele Einzelzüge des Bildes stimmen freilich nicht mehr ganz, denn die Zeit ist weitergeeilt, Land und Leute haben sich auch an der Tauber in manchem gewandelt. Wenn da der erneute Abdruck zugleich zu einem lehrreichen Rückblick und für manchen Veranlassung kritischen Vergleichens wird, kann das von Schaden sein? —

Doch lassen wir den Meister nun selber sprechen!

Im mittleren Taubertal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens, im obern überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gotischen Kirche und Sebastianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden sein. Mit Ueberraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seien sie aus Münsters „Kosmographie“ geschnitten, — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend: ein neues Rathaus und ein neues Gymna-

sium entstehen soeben in Tauberbischofsheim ein Krankenhaus von reicher und zierlich architektonischer Wirkung ist fast vollendet eine neue gotische Kirche schmückt das Tal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Naturschönheiten bis Feilbronn nedaraufrwärts steigt und an der Rhein gleichsam ein Stück Wegs in Neckartal hineinschaut, so schaut auch die Main bis gegen Werbach ins Taubertal.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Talsohle in Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers in Wald bekrönt sind.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der oberen Tauber an, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter, als alle anderen Städte an der Tauber. Allein das ist nicht als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Die beste Wertheimer Wein wächst am Main, in Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesental wandern und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Tal, auf der Wegweiser lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber

rechnet de  
der Uhr  
und an d  
nicht.  
Die K  
bäume h  
allein doo

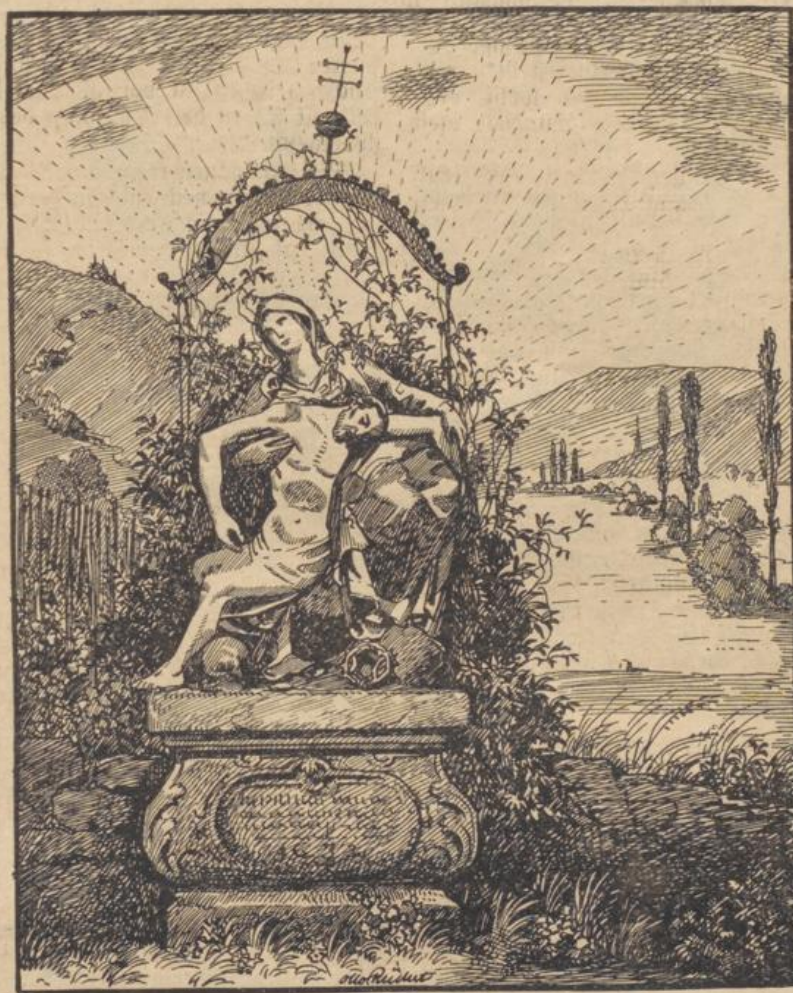


mend);  
Sache r  
Werbach,  
und sein  
kessel sch  
atmet be  
trägt jed  
mer, sch  
Nummer

rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayrischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturzone der nummerierten Apfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch (vereinzelt vorkom-

Strassenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Äpfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayrischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach nummeriert



Otto Rückert.

Blick ins Taubertal.

send); an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zutage bricht und seine Waldberge quer gegen den Talkeffel schiebt — hier, wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Delfarbe, und die Nummern nach den Dezimalsteinen der

wie die Fiafer und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Taubertals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zugunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt und bei Bronnbach sogar einen Bach über die

Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Taubertals; sie erinnern schon an den nahen Speffart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Fafdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichenwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Tal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den nummerierten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstoßener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alte Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Ritzerzierserabtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Tal den Mittelpunkt eines Oekonomieguts von nahezu 2500 Morgen Flächengehalt zu finden mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich dann aber die Wirtschaftsgebäude in ihrer weiland flösterlichen Rokoko- und Zopfspracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und echter mittelalterlicher Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gefannter, aber sehr kennenswerter spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querschiffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß selten

ist, noch unverfehrt die romaniſche Ordnung tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohlherhalten. Der Bau als solcher entgeht der Zerstörungswut des 16., wie der Verbesserungswut des 17. und 18. Jahrhunderts und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswut des 19.

In Bronnbach rühmt man das Bier in Niklashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier wie anderwärts alle Gänge unserer Zeit übertreffen soll. Der rühmteste Niklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals wurde der Wein am Main und an der Tauber besprochen und wohlfeiler als seit Menschen-gedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das stärkste Jugendfein gewonnen hatte, da strömten die Leute Tausenden hier zusammen, lagerten sich in Felde ringsum und schlugen Wirtsbuden auf um zu trinken und die Predigt des Hirt und Bauenschlagers Henselin zu hören, in Ermangelung einer besseren Rednerbühnen Kopf zum Dach eines Bauernhauses heraufgestreckt und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Alerisei, auch wider den Schub, ausgeschnittene Goller und lange Haare“. Diese Rede war auch ein junges Wein, aber noch etwas unvergoren. Und den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundsechziger und dieser unvergorene Sechundsechziger durcheinander, sie bereuete ihre Sünden und noch mehr das „trockne Glend“ (wenn einer großen Durst und nicht zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitertes gotischer Bau am Plake steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht herauszu- doch ebenso rasch auch wieder verfliegt, wären (nach Herolds Zeugnis) viele, oft auf dem Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt und hätten ihre Kleider wieder gehabt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheit predigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet blieb dennoch nachhaltiger, als der verdamfende Weinrausch, und so ward denn befanntlich die Fackel erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reissigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Bauer aber verbrannt und seine Asche den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so besprochen ist, strömte in der zweiten Oktobe-

woche eine große Menschenflut das stille Tal der unteren Tauber hinab, aber nicht nach Milshausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirtschaftlichen Feste des Taubergaues". Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmutige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Tales auf den malerisch geschmückten Festwagen. Ich kam umerschuldet um einen Tag zu spät und sah also nur die Trümmer des Festes. In Dertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehanger Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift:

„Gott gibt alles der Betriebsamkeit". Und bei Reicholzheim hatte ich Tages zuvor einen andern solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Stränge zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder emporzuheben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen", welche aus den Trümmern weithin lesbar hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidereielle stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie gewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sei. — Aber darin zeigte sich Wertheim heute

im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Taubertal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben

schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niederen Wasserstande jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seien es kleine Rachen, mit Menschen, Säfern, Butten und Tragfusen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so

wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesamtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon viele getan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt, auf Wagen oder auf Tragfusen geschafft



Otto Rückert.

Burg Wertheim.

und hüben wie drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendlichen

Natur und alter Denkmale und Trümmern verunkelter Menschengeschlechter. Westwärts wo der Main zum Rheine zieht, verglühbt die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Taubertal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

+

## Ein goldenes Anstaltsjubiläum und das Taubstummenbildungswesen in Baden.

Von H. Derr-Gerlachsheim.

Fünzig Jahre, eine lange Zeit! Wie im menschlichen Leben für ein Ehepaar der Tag, der das halbe Jahrhundert abschließt, sich zu einem Freuden- und Jubeltag gestaltet, so haben auch menschliche Werke, zumal soziale, ein Anrecht darauf, daß man nach wesentlichen Zeitabschnitten die Dauer ihres Bestehens überblickt und den guten Diensten gedenkt, die sie geleistet.

Am 4. Dezember 1874 ist die Taubstummenanstalt zu Gerlachsheim im ehemaligen Kloster feierlich eröffnet worden. Vier Lehrer und 36 Zöglinge waren tags zuvor von Meersburg eingetroffen. Taubstummenlehrer Wang hatte seit 1. Oktober hoherseits den Auftrag gehabt, die „Errichtung der neuen Anstalt zu überwachen und zum richtigen Abschluß zu bringen“. Nun kamen noch 16 Anfänger, Neuaufnahmen aus dem badischen Unterland, hinzu. Und noch eine weitere Anzahl war gemeldet.

Kein Wunder! Neudeutschland war geboren und damit junges Leben auf allen Gebieten. Allenthalben schickte man sich an, das geistige Gesamtniveau der Masse zu heben, um deren wirtschaftliche Brauchbarkeit zu erhöhen. Diese gesunde Bewegung ergriff auch die Vierstimmigen, bezw. deren Angehörige, und schlug an die sonst so stillen Pforten der Taubstummenschule.

Fünzig Jahre zurück lag das Taubstummenwesen noch im Argen. Das Los der meisten Gehörlosen war bis dahin ein trauriges: ein Leben in geistiger Finsternis, bis der Tod dem armeligen Erdendasein ein Ende setzte. Ist es nicht geradezu verhängnisvoll für den Tauben, daß er wie kein anders Leidender nicht so hilfsbedürftig aussieht, als er in Wirklichkeit ist? Hemmt auch in

der physischen Welt mehr die Blindheit, in der psychischen und moralischen ist es wahrlich die Taubheit. Erst spät hat sich humaner Menschenliebe des „Sephatha!“ unseres Landes erinnert und „das verkümmerte Ebenbild Gottes“ aus Nacht und Vereinjamung herauszureißen versucht. Bis ins Mittelalter hinein hielt man jede Hilfe für einen Eingriff in Gottes Ratschlüsse. Ganz allmählich kam der Umschwung. Die große Zeit der Freiheitskriege tat das Ihre. Und so sehen wir denn, angefaßt durch die staunenerregenden Erfolge eines Abbé de l'Épée-Paris (Gebärdensprache) und Samuel Heinicke-Leipzig (Tautsprache), auch in Baden edle Menschenfreunde an der Lösung der schweren Aufgabe: Hofbibliothekar Schmeling und Rat König-Karlsruhe, sowie die Lehrer Frey-Staufen, Neumaier-Bruchsal, Widert-Meißenheim und Winkler-Eschbad. Doch Lebensfähigkeit bekam ihr Werk der Barmherzigkeit erst, als weltliche und Kirchenfürsten, die bisher schon beigestanden, nunmehr ihnen ihre ganze Unterstützung angedeihen ließen.

So entstand 1826 in Pforzheim die erste badische Taubstummenanstalt mit 15 Schülern. Unter dem persönlichen Schutze Großherzog Leopolds wuchs sie heran und erweiterte sich unter Professor Bachs Leitung mit 97 Schülern und 7 Lehrern zu einer der größten Deutschlands. Der Raumnot wegen wurde sie 1865 nach Meersburg in „das neue Schloß“ verlegt. Mit dem Umzug und der Neueinstellung der „Regierungsweise der Anstalt von einer absoluten in eine konstitutionelle“ setzte, zumal unter der Direktion des Oberschulrats Pflüger, eine neue Blüte ein. Schon 9 Jahre später war denn auch dieser stolze Bau zu klein und in das ehemalige Kloster der „weißen Mönche“

Gerlachsheim  
Stummen  
Unter  
Krieg „in  
hernach  
sprünglich  
dann  
meinen  
zunehmend



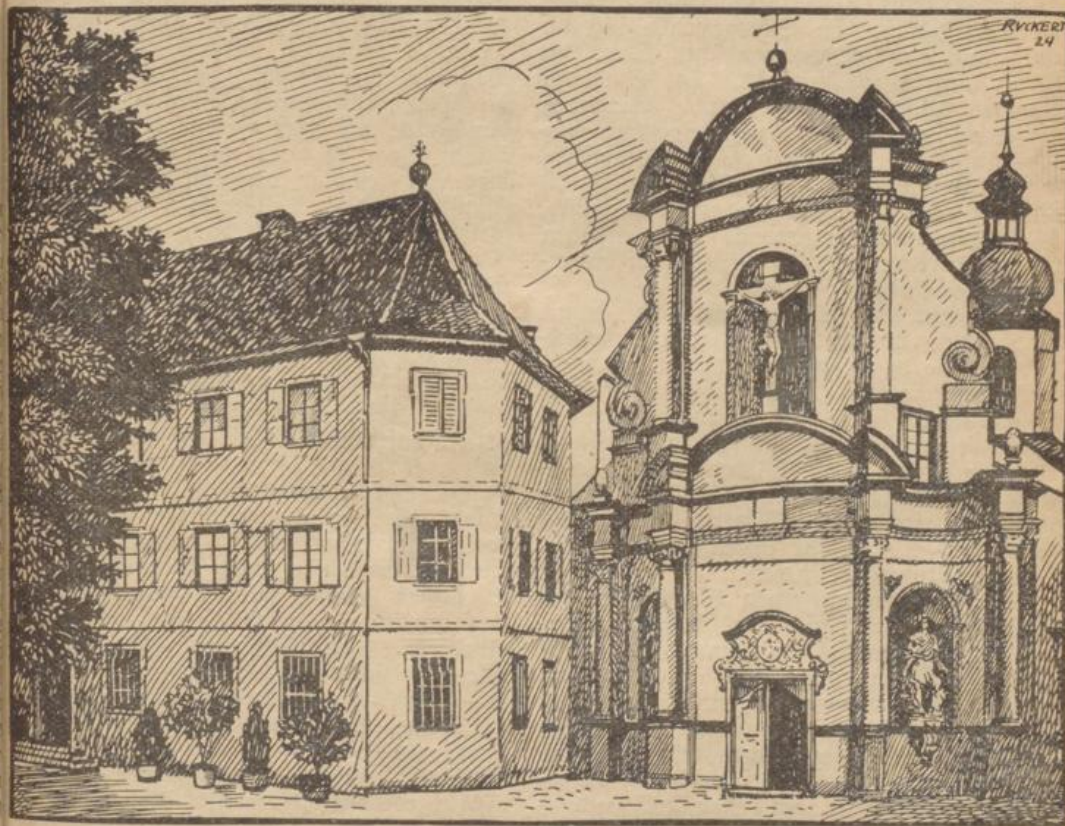
Otto Rückert

kamen in  
Krauthain  
Petersdon  
Die Prof  
Gerlachsheim  
des Ante  
bis die  
freundlich  
heim zur  
Segens  
Neugründ  
badischen  
liche Vier  
Erziehung

rümmen  
stwärts  
läßt die  
er Fran  
Bertheim  
ein.

Gerlachsheim drang der monotone Laut der  
Stimmen.  
Unter König Pipin gegründet, im Bauern-  
krieg „in der ufrur zerrissen und verprend“,  
hernach „wiederumb ufgericht“, wohnten ur-  
sprünglich Prämonstratenserinnen darin,  
dann Prämonstratenser. Bei der allge-  
meinen Säkularisation 1803 fiel auch das  
minmehrige Priorat; die Gebäulichkeiten

werden, daß sie brauchbare und nützliche  
Glieder der menschlichen Gesellschaft wurden.  
Ausgestattet mit einer riesigen Bibliothek  
und schönem Anschauungsmaterial, vorzüg-  
lich geleitet, die Stellen besetzt mit verant-  
wortungsbewußten Kräften, ist es der An-  
stalt in den fünf Jahrzehnten gelungen, den  
Zöglingen das unentbehrlichste Rüstzeug für  
den Daseinskampf mitzugeben. Die gute



Otto Rückert.

Gerlachsheim, Kirche und Taubstummenanstalt.

die er  
5 Sch  
e Gro  
und er  
Leitun  
iner de  
t wege  
das neu  
und de  
ise de  
e konf  
Direktio  
e Blin  
nn aus  
das ebe  
che“

tamen in den Besitz des Fürsten von Salm-  
Krautheim und die schmucke Kirche, der  
Peterson im Kleinen, an die Gemeinde.  
Die Profanbauten wurden 1839, als Ger-  
lachsheim an Baden fiel, und nun den Sitz  
des Amtes bildete, Beamtenwohnungen —  
bis die Taubstummen einzogen und das  
freundliche Liobastädtdchen Tauberbischofs-  
heim zur Amtsstadt erhoben ward.

Segensreich war seither das Wirken dieser  
Neugründung im Dienste der Tauben des  
badischen Unterlandes. Gut 700 unglück-  
liche Vierjinnige konnten in dieser Zeit durch  
Erziehung und Unterricht soweit ausgebildet

Sache, der Methodenstreit mit seinen reichen  
Nieder schlägen, Lehrproben, Konferenzen,  
Fachversammlungen und Kongresse, Infor-  
mationsreisen — Interesse am Bessermachen  
hielt die Gemüter stets in Spannung und  
gab Anregungen zu neuem Tun: zum Wohle  
der Armen. Unter solch günstigen Umständen  
hat die Jubilarin eine fast ungehemmte Ent-  
wicklung genommen, die nur durch Krieg-  
und Inflationszeit zeitweilig gestört ward.  
So ist denn die Sache der schuldlosen  
Stiefkinder der Natur immer mehr Gegen-  
stand der allgemeinen Aufmerksamkeit ge-  
worden. Auch der Kerzte. Ob die Tauben



aber Hilfe von therapeutischen Eingriffen zu erwarten haben, ist wissenschaftlich nicht ohne weiteres zu bejahen. Das gesammelte statistische Material ist jedoch insofern beachtenswert, als die Kenntnis der Ursachen, welche dem Uebel zugrunde liegen, die Wahl der Mittel zu seiner Bekämpfung erleichtert und damit einen Rückgang der Taubheit in Aussicht stellt. Zeigt doch unsere Statistik folgendes: Auf 10 000 Einwohner kommen 16 Taubstumme im Schwarzwald, 10 im Hügelland und Odenwald und 8 in der Ebene; im Durchschnitt 11. Die Stadt ist weniger belastet als das Land. Weiterhin entfallen auf 10 000 Angehörige der Bekenntnisse 12 Israeliten, 11 Katholiken, 9 Protestanten und 5 Sonstige. Rund 60 Prozent aller Taubstummen sind männlich, 40 Prozent weiblich; etwa 34 Prozent leiden an angeborener, aber 66 Prozent an erworbener Taubheit.

1904 kam der Schulzwang und damit wurde eine weitere Anstalt nötig: Heidelberg! Also 3 simultane Internate.

So hat sich unter dem Schutze des jeweiligen Landesherren, sowie der warmen Fürsorge einer weisen Regierung und wohlwollender Landstände das zarte Pflänzchen der Taubstummenbildung zu einem stattlichen Baume entwickelt, in dessen Schatten heute trotz Krieg und Abbau alle bildungsfähigen Gehörlosen Unterkunft finden.

Um einigermaßen einen Einblick in die segensvolle Wirksamkeit der Anstalt zu gewähren, sei erwähnt, daß nun gegen 2500 gehörlose, taubstumme, schwerhörige u. Landeskinder hier erzogen und durch Ausbildung in unserer Sprache verbunden mit Mundabsetzen der Allgemeinheit wiedergegeben wurden. Sie wirken in den verschiedenartigsten Berufen, die sie nach besten Kräften ausfüllen. Nur jene wenigen Arbeitszweige sind ausgenommen, die ein unmittelbares Hören oder eine rege Konversation er-

heischen. Für manche sind sie wegen ihrer Gebrechens und der oft damit verbundenen schärferen Einstellung der anderen Einzelgeradezu prädestiniert. Die Mehrzahl hat ratet und hat fast ausschließlich normale Kinder.

Rund 280 Schüler erhalten eben ein Rüstzeug an den drei Anstalten von 26 definitiven Lehrkräften und einigen unständigen, ehemaligen Volksschullehrern, in der Weiterausbildung begriffen sind. Denn es ist etwas anderes, Hörende oder Taube heranzubilden. Der Gehörlose muß die Tonsprache, unsere Sprache, für die von Natur aus nicht veranlagt ist, auf künstlichem Wege erlernen und mit ihr all das, was ihn befähigt, den ungleichen Daseinskampf mit dem Volksinnigen aufzunehmen. Leider ist seine Ausbildung noch zu kurz, 8 Jahre. Die Fortbildungsschule fehlt ganz. Wieviel Mühe und Sorge, Geduld und Energie es erfordert, bis er sich nach langer Zeit einigermaßen lautsprachlich äußern kann, das zu schildern würde zu weit führen. Aber einen kleinen Einblick erhält jeder, wenn einmal diesem Unterricht angewohnt ist. Die Klafftüren der badischen Anstalten stehen jedweden offen.

Die Sorge um das Taubstummenwesen zeugt von tiefer Einsicht und weitem sozialem Blick: namenloses Elend vieler Schuldlosen wird dadurch verhildert. Ueberdies bringen die gegenwärtigen Umstände den wirtschaftlichen Belangen des Staates Förderung, reiche Zinsen. Deshalb wollen wir allen, die sich um die Entstehung und Erhaltung der Anstalten verdient gemacht haben, im Namen der vielen Schuldlosen heute dankt werden.

Mögen unsere Taubstummen-Anstalten auch fürderhin gedeihen! Möge insbesondere der Jubiläums-Anstalt Gerlachshausen noch viele, viele Jahrzehnte segensreicher Arbeit beschieden sein!



In den  
gust  
mann in  
blauen  
Meeres.  
Gepäck,  
Pyrenäer  
die Jah  
Seit der  
land ein  
gen ist e  
hinauszu  
deutsche  
durch sei  
gut so.  
Strand  
tum un  
Städte  
Thüring  
schreitet  
derer  
durch sei  
wandert  
durch  
Thüring  
Badnerl  
dert tag  
heimkehr  
Herzen,  
niens  
Heimat  
kannt: V  
Feste der  
die Notz  
derer ge  
merwoch  
Gau zu  
Segen f  
sche Me  
engeren  
bis er, n  
geworden  
Blume i  
einzelner  
schen Vi  
sen des

In G  
alte Sto

# Von Wertheim nach Waldshut.

Von Emil Baader.

Motto: Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem gold'nen Ueberfluß der Welt.

Gottfried Keller.

In den sagenhaften Zeiten vor dem 1. August 1914 pilgerte der deutsche Wanderer über die Alpen ins Land des ewig blauen Himmels und des ewig tiefblauen Meeres. Oder er wanderte, mit leichtem Gepäck, nach Paris, vielleicht gar über die Pyrenäen. Kein Zweifel: wunderbar waren die Fahrten. Sie sind uns unvergänglich. Seit der Weltkrieg zu Ende ist, ist Deutschland eine Insel geworden: Nur ganz wenigen ist es noch vergönnt, ins Meer der Welt hinauszuschwimmen. Nun wandert der deutsche Mensch in schönen Sommerwochen durch sein deutsches Vaterland. Und das ist gut so. Er erkennt, wie wunderbar der Strand von Rügen ist, der Strand von Vorfum und von Sylt. Wie wunderbar die Städte am Harz sind und die Dörfer im Thüringer Wald. Aber die deutsche Armut schreitet weiter fort. Und der deutsche Wanderer wandert in schönen Sommertagen durch sein engeres Heimatland. Der Schwabe wandert durch Schwabenland, der Bayer durch Bayernland, der Thüringer durch Thüringerland, der Badener durch das Badenerland. Und das ist gut so. Er wandert tagelang und wochenlang, und da er heimkehrt, ist er ebenso reich geworden im Herzen, als wenn er unterm Himmel Spaniens gewandert wäre. Der Zauber der Heimat ist ihm aufgegangen. Er hat erkannt: Berge der Heimat, Täler der Heimat, Seite der Heimat sind Wunder. Und wenn die Notzeit noch bitterer wird, und der Wanderer gezwungen sein wird, in schönen Sommerwochen durch den engeren heimatischen Gau zu fahren, so wird das wiederum ein Segen sein. Immer inniger wird der deutsche Mensch eindringen in die Wunder des engeren Heimatgaus: er wird nicht rasten, bis er, wie weiland der heilige Franz, Bruder geworden ist jedem Stein und Berg, jeder Blume und jedem Getier und endlich: jedem einzelnen Menschen. Aus dieser franziskanischen Liebe, entwachsen der Not, wird wachsen des zukünftigen deutschen Menschen Kraft.

## 1. Tag: Odenwald.

In Gottes Frühe verläßt der Wanderer die alte Stadt am Main und zieht frohgemut

hinein in die dunklen Wälder des Odenwaldes. Rastet in Amorbach und Waldleiningen, in Eberbach und am Fuße des Dielsbergs, und ruht am Abend auf einer Terrasse des Heidelberger Schlosses. Und irgendwo im tiefen Gebirg schrieb er in sein Wanderbuch um die Mittagszeit:

Stille im Gebirge

Ich male dich.

Wie ein Mönch aufzeichnet

Seine Gebete zu Gott,

Und auf Goldgrund malt

Seine Visionen:

Erzengel und fromme Madonnen,

So will ich dich malen in meine Mappe

Für alle Ewigkeit:

Du Stille im Gebirge.

Gottes großes Konzert ruht:

Es schweigen alle Wälder, alle Straßen.

So war das der Sinn und der Inhalt des ersten Wandertages: Die Stille des deutschen Waldes. Unvergleichlich ist der Zauber Amorbachs: sein Park, sein Marktplatz, sein barocker Dom, sein Bücherdom im leiningischen Schloß. Unvergleichlich das rote Märchenschloß Waldleiningen mitten im leiningischen Bildpark, unvergleichlich die Fahrt durch das wilde Tal des Itterbachs, dessen Kraft die Menschen des Odenwaldes nunmehr sammeln zum stolzen Kraftwerk, unvergleichlich der Neckarstrom mit seinen Burgen, unendlich schön und einzig in Deutschland das Dorf Dielsberg auf bewaldeter Höhe... Aber schöner als all das war die mittägliche Stille im tiefsten Odenwald. Der Zauber des deutschen Waldes, wie er uns entgegentritt in den schönsten und reinsten Dichtungen der Deutschen: den Märchen, von ihm spürte ich einen Hauch...

## 2. Tag: Heidelberg.

„Mit Heidelberg, du Feine,  
Du Stadt an Ehren reich --“

Heidelberg! Du Stadt deutscher Romantik! Der Wanderer muß rasten in deinem Bann, wie er rasten mußte im Bann des dunkeln Waldes. Arnim und Brentano, Tieck und die Brüder Grimm wanderten vor 100 Jahren schwärmerisch durch deine Gassen. Des „Anaben Wunderhorn“ hö: ich klingen

in sternklarer Nacht. Und in sternklarer Nacht  
schreite ich durch deine Gassen, wandre über  
die Brücke, die Hölderlin besungen:

Wie der Vogel des Waldes über die Gipfel  
fliegt,  
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbeie  
dir glänzt,  
Leicht und kräftig die Brücke,  
Die von Wagen und Menschen tönt.  
Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber  
einst

Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging. —  
Und wie die Brücke, so besang Hölderlin die  
Stadt:

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur  
Luft,  
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos  
Lied,  
Du, der Vaterlandsstädte  
Ländlich schönste, so viel ich sah. —

So ist Heidelberg keine Stadt, wie irgend  
eine andere: Heidelberg ist wie der Odenwald  
durchaus Märchen, durchaus Gedicht. Ich  
grüße Alfred Nombert, den Dichter des Leon,  
den Dichter des Ewigen, ich grüße Emil  
Alfred Hermann, den Dichter der Märchen-  
spiele des „Gotteskinds“, und grüße Richard  
Benz im schönen Thibauthaus, den Neuschöp-  
fer der deutschen Legende. Menschen, die mit  
der Ewigkeit auf Du und Du sind, wohnen  
still versteckt in dieser Stadt, heute wie vor  
100 Jahren. Und da ich weiterziehe in des  
dritten Tages Frühe, nehme ich ein heimlich  
Heimweh mit. —

### 3. Tag: Karlsruhe.

Fahrt entlang den sanften Hügeln des  
Kraichgaus. Zur Rechten die weite ewige  
Ebene. Pappeln wehen im Wind. Kapellen  
grüßen auf Hügeln.

Fahren! weithin!  
Durch wehendes Land!  
Wohin, wohin?  
Durch wehendes Land!

Ein Ungeheuer, ratternd und rauchend,  
steigt plötzlich vor mir auf: das Zementwerk  
von Leimen:

Es rattern die Räder,  
Es mahlen die Mühlen,  
Es dampfen die Schloten.  
Und Menschen gehn um,  
Atmen im Werk,  
Und schauen bisweilen  
Verloren ins Blau. —

Noch zweimal auf meiner Fahrt tauchte  
das Phänomen Fabrik so gewaltig und ge-  
spenstisch vor mir auf: in den Lonzwerken

zu Waldshut und — auf der Heimfahrt  
in den Mauerwerken zu Oberndorf. So  
Whitman und Verhaeren haben wir gelernt  
die neue und einzigartige Schönheit der  
modernen industriellen Riesenwerke zu er-  
fassen. Der deutsche Wanderer wird sich die  
Wucht dieser modernen Werke nicht entziehen  
Und da ich nach einigen Stunden vor der  
Wunderbau des Speyerer Fürstbischöflichen  
Damian zu Bruchsal stehe, habe ich das  
Zementwerk Leimen noch nicht vergessen:  
Leimen das Werkhaus von Tausenden,  
Bruchsal das Lusthaus eines Einzelnen.  
Leimen: große ernste Gegenwart, zu Bruch-  
sal Schönheit brennende barocke — doch über-  
zeitlich schöne — Vergangenheit. Zu Rastatt  
und FAVORIT erschien mir am vierten Wan-  
dertag die ewigschöne Barock- und Rokoko-  
Gangenheim zum zweitenmal. Aber immer  
wieder sah ich das Zementwerk von Leimen  
hinaufragen ins Blau: ein phantastisch  
ewig ratterndes rauchendes Werk der  
Gegenwart. —

Doch zwischen Bruchsal und Rastatt lie-  
gebreitet zwischen den weiten Wäldern des  
Hardtwaldes eine Stadt, groß und licht im  
weit: eine Stadt mit tausenden Straßen-  
bahnen und riesigen Brauereien, eine Stadt  
mit domstatischönem Bahnhof und herrlicher  
Kunsthalle, eine Stadt, seltsam in Fächer-  
haut: Karlsruhe. Noch nie schien mir  
Karlsruhe so schön, wie auf dieser sonnen-  
lichen Fahrt. Und da ich in den Bildersjäl  
Thomas und den Bildersjäl der altdeutschen  
Maler stand, empfand ich die Weihe in  
Schönheit des dritten Wandertages, und  
ich ein Viertelstündchen mit ihm, dem  
meister deutscher Kunst, mit Hans Thom-  
sprechen durfte, da ahnte ich, daß auch Kar-  
ruhe — wie tiefster Odenwald —, heilige  
Land ist. Eine Vision stieg in mir auf:  
da sitzt, im weißen Bart, 83jährig, glän-  
wie ein Kind an deutsche Zukunft und de-  
sche Ewigkeit, ist Symbol unseres Jun-  
sten, unserer Heimat, unserer Vaterland-  
Und da ich von ihm ging, in die abendliche  
Stille hinaus, war es mir, ich sei bei  
gütigen Himmelvater selbst gewesen. Ich  
ich wußte: der dritte Wandertag war  
Wundern dem ersten und zweiten gleich.

### 4. Tag: Schwarzwald.

Neue Fahrt auf schnurgerader Straße der  
weite lichte ewige Ebene. Mörsch, Durme-  
heim, Elchesheim, entlang der Murg  
Rastatt. Favorit:

Rast im Park  
Laubengänge umschließen die Welt,  
Fürstin Sybille  
Schreiet traumlicht  
Durch Wiese und Park.  
Wanderer rastet  
Im Banne deines Geistes,  
Derne schöne Sybille.

Favorit war das holdeste Idyll der ganzen Fahrt. Favorit steht, ein unvergeßliches Gedicht, mitten in der Ewigkeit der Ebene. Wie schuf sich eine Fürstin ein lieblicheres Denkmal.

Da taucht plötzlich ein neues riesenhaftes Wunder zur Linken auf. Bei Bühl sitze ich am Straßenrand und notiere in mein Wanderbuch:

Die sieben Berge Schneewittchens  
Sind plötzlich:  
Sieben wunderbare Wunder Gottes,  
Vor mir aufgebaut.  
Ich taste wie im Traum  
Dem schönen Rhythmus  
Ihrer Horizonte nach.  
Burgen entblühten den Bergen und Wäldern,  
Wie Blumen den Gärten entblühen.

Aber aus den sieben Bergen sind bald vierzehn geworden, und aus vierzehn bald hundert. Ein großes, mächtiges tut sich auf: das Schwarzwaldgebirge. Es lockt. Ich fahre in das abendliche Renchtal. Zu Oberkirch ist ein buntes Volksfest. Die ersten Menschen in Schwarzwaldtracht tauchen auf. Der Wanderer fährt in den Schwarzwald ein. Das Renchtal wird dunkel und wild. Weißer, harter Granitstein leuchtet aus dem Bach. Wagen, schwer beladen mit Baumstämmen und Brettern und Sägmehl, kommen langsam einhergefahren. Bei Oppenau zweige ich ab in das noch engere und dunklere, bereits nächtliche Vierbachtal. Die ersten Sterne leuchten golden überm dunklen Tannenwald. Hier und da am Hang ein einsamer Bauernhof. Das Vierbacher Schulhaus, am steilen Hang überm rauschenden Vierbach gebaut, nimmt den abendmüden Wanderer gastlich auf:

Wandersmann ruht,  
Ruhe wie gut,  
Geigen umspielen ihn,  
Schlaflieder wiegen ihn,  
Wandersmann ruht,  
Ruhe wie gut.

Der goldene Morgen aber zeigt das Vierbachtal in seiner ganzen Pracht. Das Wunder der Schwarzwaldsflora geht mir auf: Erika und Impatiens noli tangere, Fingerhut und Mädesüß, Weiderich und Baldrian. Wir pflücken bunte seltsame Sträuße, kehren

zur Dorfschule zurück, lauschen den schwermütigen süßen alten Volksliedern, die der Lehrer mit den Bauernkindern singt, lange hab ich sie im Sinn:

Es ist ein Schnitter,  
Der heißt Tod,  
Hat Gewalt vom großen Gott.

Regen und Gewitter kommt plötzlich über das dunkle Tal. Da ich Abschied nehme und in die Ebene zurückfahre, kommt es mir in den Sinn: so ist der Schwarzwald: Ernst und gewaltiger, riesenhafter als Odenwald und Hügelland und Ebene und Städte. Ich verstehe den Ernst der Menschen im Gebirge: sie nehmen den Geist der Tannen und Felsen und Berge an. Und seltsam: da ich wieder, in Richtung Freiburg, in der Ebene fahre, gefällt mir die Ebene plötzlich gar nicht mehr. Das Fahren in der Ebene erscheint mir plötzlich wie ein Fahren im luftleeren Raum. So tief hatte mich der Schwarzwald mit seinen dunkeln Tälern und Tannen gepackt.

### 5. Tag: Freiburg.

Kam ich zum Dom  
Spät in der Nacht,  
Hab ich dem Dom  
Reverenz gemacht.

Da ich vor Jahren, mit leichtem Gepäck, zum erstenmal nach Paris kam, galt mein erster Besuch dem Dom von Paris: Notre Dame. Und von allen Eindrücken der schönen Stadt blieb Notre Dame der reinste und tiefste. Und da ich in diesen Wandertagen spät in der Nacht nach Freiburg kam, galt der erste Besuch dem Haus „Unserer lieben Frauen“, dem Münster. In Straßburg und in Köln, in Mainz und in Erfurt tat ich desgleichen auf früheren Wanderschaften in späten Nachtstunden: Ewig schön sind die deutschen Dome mit ihren stillen Plätzen zur nächtlichen Stunde. Im Dom und Domplatz lebt am reinsten die Seele jedweder Stadt, mehr: im Dom ist wunderbar gestaltet die höchste Idee, die die Menschheit je erdacht: die Idee Gottes. Alle Ehrfurcht des Menschen vor den Wundern der Welt und dem ganzen unfassbaren Weltall ist ausgesprochen im Wort Gott und Leib geworden — im Dom. Und am frühen neuen Wandermorgen stehe ich abermals, nachdem ich manche traute Gasse durchwandert, manchen lieben alten Brunnen begrüßt, am Münster. Herrlich wogt der Markt. Ich kaufe mir von den Früchten der Heimat: goldgelbe Birnen und riesige Pflaumen. Wandre mit lieben Freunden durch das Gewoge. Dann trete ich, am Spätnachmittag, da wieder Stille sich aus-

gebreitet hat um „Unserer lieben Frauen“ Haus, in das Münster. Verweile zögernd unterm hohen Portal, das mich aufnimmt wie ein Waldeingang; ich finde im Münster die uralten Glasfenster, die während des Krieges entfernt waren, wieder mit den dunklen satten Farben, schaue zu Waldung Griens herrlichem Altar und erkenne: den reinsten und herrlichsten Ausdruck fand der abendländische Geist im gotischen Dom. Der Dom, erfüllt von der Musik Palestrinas, begleitete den Wanderer hinein in neue Schwarzwaldwandertage.

### 6. Tag: Bernau.

Gebirge sind endlos und grenzenlos,  
Und hohe Wälder in Gebirgen  
Gleichen hohen Himmelswolken,  
Und die Himmelswolken  
Sind die Himmelswälder.  
Wo ist Anfang, wo ist Ende  
Der Himmelswälder, der Erdenwälder?  
Sie ruhen und schweben  
Ewig verbunden, ewig verschlungen  
Im Wanderers Seele.

Das ist eine Notiz, die ich irgendwo zwischen Freiburg und Bernau, ich glaube am Fuße des Feldbergs, in mein Wanderbuch schrieb. Sie berichtet vielleicht besser als nackte Worte der Prosa von dem Eindruck, den ich vom Hochschwarzwald empfing. Ich wanderte schöne, schattige steile Pfade empor, rastete lange am dunkeln Feldsee, dann verließ ich die Pfade der Menschen, kletterte am Seebach empor, durch felsige Sänge, zwischen zyklonischen Felsen, umbraust vom Rauschen stürzender Wasser. Am steilsten Fels hielt ich Ausschau nach Osten: sah unter mir den Feldsee, schwarz und finster, umrahmt von dunkeln Tannen, fern den Titisee, schön wie eine köstliche Schale, zwischen hohen Bergen. Stieg höher und höher bis in die walddlose herrliche Heide des Feldberggebietes. Zimmer den Wassern des jungen Seebachs nach. Windung um Windung. Kleine fröhliche Wasserfälle. Endlich bin ich im Gebiet der Seebachquellen. Ich lege mein Ohr auf die Erde, lausche und lausche. Ich hole des Neondichters „Musik der Welt“ aus meiner Wandertasche und lese:

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.  
Hier hörst du Paukenschläge aus der Tiefe...  
Es hebt deine Hand im Traum sich in den  
Aether  
Weltauf.

Und beseligt wandere ich auf den höchsten Gipfeln unseres Schwarzwaldgebirgs: vom Feldberg hinüber zum Herzogenhorn. Dann

hinunter — roja Abendwolken standen bereits im Westen — ins abendstille Bernau dem Ziel dieses herrlichsten Schwarzwaldwandertages.

Bernau ist Schwarzwaldurwelt: Urwelt überhaupt. Tagelang rastet hier der Wanderer. Wohnt mit dem Maler Adolf Hildenbrand nächte- und tagelang im Kelt auf dem ewig einsamen urweltlichen Kaiserberg. Dort entsteht Bild um Bild von früh bis spät: Nebelmeere und Alpengebirg, Bergbach und tiefes Tal. Visionen erblühen: Franziskus Johannes auf Patmos. Bisweilen steige ich ins Tal. Dem Holzschnefser Nidor Thoma bringe ich Grüße von Hans Thoma. Dort die Wandersehnsucht erwacht jäh an einem goldenen Morgen.

### 7. Tag: Waldshut.

Vom Bernauer Hochtal fahre ich nach St. Blasien. Wunderbar hebt sich die Riesenkuppel der alten Abteikirche aus dem Talgrund. (Siehe Bild S. 35.) Von St. Blasien geht's zum höchsten Pfarrdorf des Schwarzwalds: nach Höhenchwand. Wundervolle Gewoge froher sonntäglicher Menschen vor Kurhaus und Kirche. Dann herrlichste Fahrt im Angesicht der Alpen, die herrliche Autostraße hinunter zum Waldshuter Rhein.

Und Schneegebirge stehn im Horizont,  
Wie Scharen weißer Nebeltraum,  
Die Berg geworden über Nacht,  
Und nun wie Märchen niederschaun!

Das sind göttliche Freuden: im Angesicht der Alpen, stundenweite Weagen Tal fahren. An den Hängen, da und dort, liegen Weiler und Dörfer in der Sonne, stille Täler tun sich auf mit würzigduftendem Dehnung. Unterhalb Eichbach aber taucht als letztes schönstes Wunder meiner Reise der sommerblaue Waldshuter Rhein auf. Man muß seiner Jugendzeit viele Jahre am Waldshuter Rhein gelebt haben, man muß mit Waldshuter Maler Adolf Hildenbrand diesen großen Prediger der Schönheit der Waldshuter Rheins wie der Bernauer Bergen wie einen Bruder kennen, um die Schönheit der alten Stadt Waldshut ganz zu erfassen. Da ich einfahre durchs Untere Tor, da kommt es mir: hier ist Heimat. Ich kenne meine Kindheit jedes einzelne Haus der Stadt: manches hat sich verändert, das samtbild wird bleiben, so lang wir den überrascht über den Besuch des Wanderers aus der Ferne. Sie können nicht glauben

Bisweilen in Nächten  
Dunkel und süß,  
Beginnen die Menschen  
Vor Sehnsucht und Heimweh,  
Wie Kinder zu weinen.

Da war der Schmerz des Wieder-Gehen-  
Müßens. Vielleicht auch der Schmerz der  
zum Wandern Geborenen. Und Wanderverse  
Sermann Sesses fielen mir ein ...

Die Rückfahrt ging über Gurtweil durchs  
wilde, felsige Schlüchttal nach Bonndorf.  
Quer über Rutachtal und die Paar ins  
schwäbische Neckartal: Rottweil, Horb, Stutt-  
gart, Heilbronn. Regentage kamen. Die  
Eisenbahn trug den Waldshutfahrer in sein  
stilles Dorf im Frankenland.

O Heimat, wir sind alle dein,  
So weit und fern wir gehen.

(G. S. Ehrler.)

So war die Fahrt von Wertheim  
nach Waldshut in sieben Wandertagen eine  
Wallfahrt durch die Heimat zur Heimat.

Alles ist Uebergang zur Heimat hin.

(Goethe.)

## Das Frauenkloster Lichtental.

Von S. M. Dr. Agnes, Ord. Cist.

Infern der Bäderstadt Baden-Baden, die  
eingebettet in des Schwarzwalds dunkle  
Berge, in malerischen Gärten, grandiosen  
Hotels und fürstlichen Palästen eine Welt  
von Pracht und Schönheit, aber auch voll  
lichten, flachen Lebensgenusses birgt, liegt  
stilles Friedenseiland, das Cisterziener-  
innenkloster Lichtental.

Des Leisbergs ewig grüne Tannen hüten  
mit Mutterjorgfalt schon seit des Mittel-  
alters grauen und doch so sonnigen Zeiten.  
Und sie haben ihr Wächteramt auch in schwe-  
ren Zeiten treulich ausgeübt. Weder des  
30jährigen Krieges blutige  
Schrecken, weder die Stürme der Reforma-  
tion noch der Säkularisation haben das Hei-  
ligthum zerstören können.

Eine wunderbare Anziehungskraft übt es  
seit Jahrhunderten auf die friedesuchende  
Menschheit aus. Da treten sie, oft schüchtern  
an, sie sind verlegen, oft weltmännisch überlegen  
durch das große Tor in den Klosterhof ein.  
Auf grünen Rasen grüßen sie schattige Ka-

staniensäulen, und vorbei an dem heimlichen  
Raunen des berühmten, mittelalterlichen Ma-  
rienbrunnens führt sie der Weg in die Weihe-  
samkeit der Klosterkirche. Es ist ein Kirch-  
lein, lieb und traut wie eine weltferne Wald-  
kapelle und doch so majestätisch und hehr.  
Hier erklingt vom ersten Morgenrauen  
bis in die dunkle Nacht hinein die gottprei-  
jende, gottbittende, gottveröhnende Melodie  
des uralten liturgischen Gebetes. Ob der  
Klosterfrauen innigstarkes Flehen nicht schon  
die Wolken göttlichen Zornes vercheucht  
haben mag, die dunkel über der Erde lagen-  
ten? ...

Und damit ist der Segensquell noch nicht  
erschöpft, der von Lichtentals heiliger Frie-  
densstätte in die Welt hinausflutet. Neben  
der altehrwürdigen Grabstätte der badischen  
Markgrafen, der Fürstencapelle, erhebt sich  
freundlich das neue, anheimelnde Schulhaus.  
Die Klosterfrauen sind sich wohl bewußt,  
welche Engelwürde sie mit der Lehrerinnen-  
bürde auf sich genommen haben: sie sollen

nicht nur die blonden und schwarzen Köpfehen der Schulkinder mit Erdenweisheit bereichern, sie sollen vor allem die Seelen der kleinen Lieblinge des Gottesherzens groß und weit machen, wie Er selbst ist, dessen Dienst sie sich geweiht. Sonne durchflutet die luftigen Räume, grüne Berge schauen in ernster Schönheit, anmutig und doch gewaltig durch die hellen Fenster — und Sonne und Kraft möchten auch die Klosterfrauen ihren Böglingen mitgeben auf den dunklen Lebensweg!

Im Schutze altersgrauer Mauern, umrauscht von des Dösbachs munterem Wellenspiel, liegt der Klostergarten da mit seinem bunten Blumenflor. Rosen durchduften ihn im Sommer in verschwenderischer Fülle, ein leuchtend Abbild jener Liebe, mit der die stillen Bewohnerinnen des Paradiesesfleckchens die düsteren Leidensstunden der Menschheit erbarmend verklären und alle, alle hinführen möchten zu der ewigen Liebe.

Des Mittelalters gläubig frommer Sinn hat nicht gesäumt, das Innere des Klosters mit kunstfertiger Hand zu verschönern. Von den reichen Kunstschätzen greifen wir nur einen heraus, der den Klosterfrauen der liebste ist, den sinnigen Choraltar. Er wurde im 15. Jahrhundert im spätgotischen Stil erbaut und umfaßt drei lebensgroße Statuen. In der Mitte erblicken wir Maria, die Königin des Cisterzienserordens. Auf ihren Mutterarmen ruht das Jesuskind, das sein Köpfehen nach der Seite wendet, als schaue es jemandem nach. In den Seitennischen sind die Statuen der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Margaretha aufgestellt.

Von der Statue Mariens aber erzählt die Klosterchronik eine gar liebliche Legende:

Die Legende vom Jesuskind und von der Schwester Maria Demutis.

Unter dem Krummstab der Aebtissin Margaretha von Baden lebte unter den Laienschwestern ein gar einfaltige Seel. Die hatte, obwohl sie unermülich Marthadenktat, doch nur das Eine Notwendige der Maria

im Sinn. Und wenn ihr die schwere Arbeit ein wenig der Ruhe gönnte, so wurde ihr Herz mit Macht hingezogen zum liebevollsten Kindlein von Bethlehem. So schnell als Zucht und Klosterfitt es ihr erlaubt, eilt sie hin zum minniglichen Bräutigam der Kleinen und Reinen. Ach, welch ein herzinniges Zwiegespräch mag sie gehalten haben mit dem vielliebten Gespons auf den Armen der trauten Mutter und Magd! Und wenn auch sein Köpfehen wie schlafend barg an der Mutter lieblosendem Busen — er sprach dem andächtigen Schwester manch süßes Wort in das Innerste ihrer Seele hinein, daß sie fast gar geschmolz in Lieb und Glanz. Und so auch sein holdes Neuglein im Schloß geschlossen, so man heller Gottesblut drang doch in die Herze der guten Schwester Demutis und da drinnen war es so licht und klar wie bei weitem in dem Verstand in der Vernunft der großen Meisters Söhne, weiland Doctoren der Gotteslehre an der Hochschule zu Paris. —

Liebe, o Licht, o Lieb! Wie traulich ist's bei dir sein — wie süß ist, deine hold Gegenwart genießen — o wär ich doch immer bei dir, bei dir!" — Doch all das minnigliche Loben und Liebdrang herzlos der rufenden Glocke Klang. „So leb' denn wohl, du mein süßes Leben; im Gehorsam verlaß ich dich, wenn auch gar gern bei dir weilte mein Herz.“ Und flink eilt sie hin ins Konvent um beim Tische zu dienen, wie auch Er gethan beim letzten Mahl. Doch sieh! Das Wunder! Klein-Jesulein erwacht. Wie will es fürder ruhn an der Mutter Brust. „Wer den Willen meines Vaters tut, der wird mich lieben.“ Sein liebend Gottesauge funkt die wegeilende, gehorsame Magd; sein goldlockig Köpfehen wendet sich huldvoll nach dem Mutter. O sie sieht es nicht, die fromme Einfaltige. Aber sie fühlt es so warm und wahr in den innersten Herzen: Mein Geliebter ist mein. Und seit der Zeit ist es geschehen, daß der holde Gottesknecht nimmer schläft an der Mutter Brust, sondern sich umwendet



Otto  
Rüdert.

Kloster  
Lichtenhal.

auschau  
Braut.  
Wie f  
uns die  
und un  
auf de  
vertraut  
weißen  
ist sie n

In einer  
Darüber

In diese

Die Lili

Vom h

Und bl

Frühmo

Dann i

ausichauet nach einer liebtrauten gehorjamen Braut . . .

Wie Klänge aus einer anderen Welt mutet uns diese anmutige Erzählung an, fremd und unverstanden von denen, die da wandeln auf der breiten Straße der Welt, lieb und vertraut den feinen, innerlichen Seelen. Den weißen Cisterzienserinnen Lichtentals aber ist sie wie ein Sang, der sich harmonisch ein-

fügt in das einzige, gewaltige Hohelied ent-sagender, hingebender Gottes- und Men-schenliebe, das da von Jahrhundert zu Jahr-hundert stärker rauscht, bis es sich verliert in dem ewigen Ozean vollendeter, gott-schauender Seligkeit.

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,  
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“ . . .

+

## Kloster Lichtental

von Wilhelm Fladt.

In einem lichten Tale ein Garten wunderhold,  
Darüber webt der Himmel sein heilig Gottes-  
gold.

In diesem Garten blühen viel Lilien keusch und  
weiß,

Die Lilien sagen und sinnern vom heiligen Wunder-  
reis.

Vom heiligen Wunderreife, das aus blutigen  
Dornen sprießt

Und blutiger Blumen Leuchten über schlingende  
Ranken gießt.

Frühmorgens, wenn zur Mette des betende  
Glöcklein klingt

Dann ist's, als ob ein Zauber im Liliengarten  
schwingt.

Dann öffnet die rote Blume heilduftend des  
Herzens Tor

Und träufelt fünf blutige Tropfen glutglänzend  
draus hervor.

Und lechzend saugt die Scholle die blutigen Tropfen  
ein

Und sprießt zur heiligen Mette Lilien keusch und  
rein.

Und wenn ein Weh ums Herze die schlingenden  
Ranken schlägt

Und wer in zuckender Seele die blutenden  
Schmerzen trägt

Der walle zum lichten Tale, wo die keuschen Lilien  
stehn;

Duftatmend wird ein Zauber durch seine Leiden  
gehn.

Das ist der heilige Zauber, der um Lilienblüten  
schwebt

Und seine keusche Weihe in Erdenwehen webt.

Das ist der heilige Zauber, der aus der blutigen  
Blume tropft

Und Zauberringe ziehend durch der Lilien Herzblut  
klopft.





# Heimweh nach dem Murgthal.

Von Alban Stolz.

Eine wunderbare Wehmut ist mich wieder angekommen, ein Heimweh nach jener Zeit, wo ich in Rotenfels zubrachte. Das Leben und die Menschen waren mir so freundlich wie nirgend sonst, und ich selbst hatte einen so hellen und freundlichen Sinn. Ich war wie ein unschuldiges Kind, so froh und freudig für Gott und so fröhlich für das Leben. Ach, wohl steht noch der Ort und noch rauscht das Wasser im Fluß hinab, aber die Menschen, die Zeiten und ich selber sind nicht mehr wie damals. Wie war ich geliebt im Haus und außer dem Haus, wie war mir das Schulhaus in Gaggenau so fröhlich und das süße Kirchlein mit dem lieblichen Orgelspiel des L.! Wie gern, mit welcher Lust, mit Feuer hielt ich den Unterricht bei jenen Kindern! Wie saßen sie hin in entschlossenem Ernst, ja ihre ganze Seele meinem Vortrag hinzugeben, — wie machten sie mir Ehre, da ich Christenlehre einmal in Rotenfels mit ihnen hielt, — wie entschlossen und freudig machte ich die Kunde zwischen Kranken und Totenjärgern, da das Nervenfieber in Gaggenau wüthete, und wie lieb wurde ich den Leuten, manche junge Männer liebten und verehrten mich wie einen Heiligen! Und welche Gesundheit und fast übermüthige Furchtlosigkeit hatte damals Gott über mich ausgegossen, so daß ich fast mit eigener Lust die Gefahr der Ansteckung aufsuchte! Selbst franke Kinder wollten mich bei sich haben. Wie gerne hatten mich selbst die Protestanten und suchten meine Gesellschaft! Und wenn ich dann einsam auf der Wiese gegen den Eichelberg oder am waldigen Felsen dahinging, wie wohlig, wie still, wie jugendlich heiter sank die Seele an Gottes Herz und ruhte zufrieden in der Gegenwart! Jetzt ist es schon lange aus — viele Menschen leben noch, die um mich waren, und ich lebe auch noch, aber sie und ich sind anders geworden. Das Leben ist mir nicht mehr so hold und jugendlich — und statt daß mein Gemüt, dem die Erdenlust fremder und spärlicher geworden ist, tiefere Wurzel in Gott geschlagen hätte, so ist das aufrichtige, herzliche Aufstreben zu ihm, das kräftige Langen nach seinem Willen matter geworden und gesunken. Jetzt schwebe ich zwischen Himmel und Erde, gehöre keinem an — und weiß nicht einmal, was werden —, so daß ich fast bat, in Ahnung, als müsse Gott selbst Efel

an mir bekommen, an meinem vagen Leber unter den Menschen ohne Kraft und Bedeutung: Herr, laß mich sterben! — So weid und wehmüthig und schmerzlich hat sich noch selten die Sehnsucht und das liebende Andenken an jene meine schönste Lebenszeit geregt wie am heutigen Tag, — und da ich nun nachsehe, so ist es die Zeit, wo das Gaggenauer Nervenfieber begonnen hatte, — ein Sonntag, da ich ein solches Versehen hatte, vielleicht den armen Knaben Benedikt wo ich mich den andern Tag angesteckt fühlte. Jetzt aber geht das zweite Drittel des Jahres zu Ende, und ich stehe wieder da und weiß nicht, was werden, und mag doch auch nicht hier bleiben. Wohl habe ich es aber verdient, wenn Gott auch mir nicht barmherzig ist, O, möchte doch eines noch von euch, ihr Geliebten an der Murg, meiner nicht vergessen haben und liebend an mich denken im Gebet und zu dem Vater flehen, daß wir dort oben zusammenkommen! Und tut es keines unter den Lebenden, so tun es vielleicht einige derer, denen ich hinübergedeutet habe.

Was weht mich an? Ach, es ist neu erwacht und nach seiner Ruhe mit größerer Kraft, das Heimweh nach dem Murgthal, nach den dunklen Waldungen und den gotischen Häusern von Gernsbach. O süßes Thal, o liebes Ufer, o ahnungsvolles Rauschen im Fluß und in Tannenvipfeln! O ständ' ich dort und könnte jene Luft atmen und wönnig mich umschauen! ständ' ich dort, ach! nur auf dem Kirchhof von Gaggenau morgens früh, wenn die Lebendigen noch schlafen, oder abends, wenn vor der Dämmerung mich das Auge nicht mehr erkennen kann, oder wenn schon der Mond heraufgezogen ist. Ach! dürste ich dort stehen eine Stunde lang und weinen an den Gräbern derer, die ich die mich so lieb gehabt und dann gestorben sind. Die Lebenden sind mir entwachsen und sind nicht mehr, wer sie waren, als ich unter ihnen lebte, aber die Toten sind geblieben. O glückliches Thal, du jugendliches Leben! wo bist du jetzt? Andere Tage sind gekommen, andere Wellen rauschen zwischen Felsen dahin, und alle Blätter deines Grüns sind schon lange verwelt, und neues Laubwerk, neue Menschen, neue Luft und neue Wolken ziehen über das Thal hin. Nur die teuern Menschen, die vor neun Jahren vor meinen Augen in inniger Liebe zu mir ins Grab

gejunfe  
und wo  
Wie ich  
daß ve  
Zeiten  
schaue



lich git  
men si  
Hausad  
ben a  
dabein  
sich au  
gar ge  
Der  
der M  
Mittag  
gähnen  
ließ m  
eines  
einmal  
Bewuß  
Friede  
die F  
Tichop  
Hand  
Friede  
versch  
Christi  
wieder  
mit se  
dem  
jest h  
fällt i  
Mal  
heimte  
was  
nit

geunken, nur sie ruhen noch am alten Platz und warten auf den Ruf zum Auferstehen. Wie schmerzlich, wie weh ist das Andenken, daß verschwunden sind jene wunderschönen Zeiten und jene Menschen, und ich nicht mehr schaue jene dunkeln Berge, jene hohen Wäl-

der! Welch eine franke Sehnsucht ist ergriffen und zieht mich hin, wohin ich nicht kann, und zieht mich fort, wohin der Windstrom weht, in jene Bergesbuchten im schönsten Tal der Murg.

+

## Der Prediger von St. Jakob.

Erzählung aus dem Kinzigtal von Hugo Winkler.



in heißer Julinachmittag liegt über dem Städtchen. Die Wolfacher kennen den 25. Juli, den Jakobstag, als einen der heißesten des Jahres. Gewöhn-

lich gibt es ein Gewitter, und auch heute türmen sich schon wieder schwarze Wolken gegen Hausach zu am Himmel. Die Wolfacher bleiben an einem so heißen Tage am liebsten daheim bis zum Abend, alsdann treffen sie sich auf der Stube, und dort wird's hernach gar gemütlich und unterhaltend.

Der ehrsame Schuster Zwid hatte heute nach der Mittagsmahlzeit zuerst sein gewohntes Mittagschläfle gemacht, dann aber, als er gähmend seinen Blick über die Straße laufen ließ und am Himmel die schwarzen Vorboten eines Donnerwetters bemerkte, war ihm auf einmal ein schwerwiegender Umstand zum Bewußtsein gekommen: „Wo ist dann der Friedel, unser Bub?“ Die Frage war an die Frau gerichtet, die einen verrissenen Nischen ihres Friedli zum Nähen in der Hand hatte und nicht gemerkt hatte, daß der Friedel wieder einmal gleich nach dem Essen verschwunden war. „Guck, du hast recht, Christian. Der Luser (Lausub) ist schon wieder fort, wahrscheinlich raus in den Wald mit seinem Spezel, dem Johann Rümich und dem Haimben Jakob. Aber er könnt doch jetzt heim, es kommt ein Gewitter; aber das fällt ihm natürlich nit ein. Schon ein paar Mal ist er jetzt gleich nach der Vesper nit heimkommen. Sch glaub als, da treiben die was Verbotenes zammen, die Kerle! Könntest nit mal nachgehen, Vater Christian?“

„Könntest recht haben, Mutter. Wenn's Wetter vorbei ist, mach ich mich auf den Weg. Sch glaub, daß sie den Wald hinauf sind, dem Kapellenbergle zu. Dort können sie so schön Verstedes spielen. Die Maidle gehn nit gern an fell Plätzle, weil doch die alte verfallene Kapell dort steht und sie Angst haben, es könnte sich am End ein Geist zeigen. — Hörst, eben dunnerts schon. Aber da machen sich der Friedel und die anderen Buben nix draus. Ja, Buben dürfen sich auch nit fürchten. — Im übrigen“, er hatte einen Blick zum Fenster hinausgeworfen, „ich glaub, 's Gewitter macht weiter nix; 's wird schon wieder ganz heiter.“ Dabei nahm der Zwidenschuster seinen Hagenbuche- nen in die Faust und verließ die Stube.

Noch schüttet es ordentlich vom Himmel runter. Meister Zwid lacht aber dazu. Das Wasser, das kommt jetzt recht für's Gartenfeld. Und wie ist es jetzt so schön kühl geworden gegen die Hitz am Mittag! . . . Ob er die Strolche wohl finden wird?

Schon ist Zwid weit oben am Bergle, wo man durch die Bäume hin und wieder einen Blick hat hinüber in das obere Kinzigtal. Dort drüben sieht man das Kirchle von Halbmeil. — Horch! Ist's nit, als wenn man da oben bei dem alten Gemäuer singen tät? Wie ein kirchliches Pfarrer-singen Klingt's herab durch die Bäume. Ist's am Ende da oben wirklich nit ganz geheuer? Meister Zwid ist einer, der was weiß und viel liest, besonders in der Wolfacher Gschicht, da ist er gut beschlagen. Zwid weiß also, was es mit der alten verfallenen Kapell dort oben für eine Bewandnis hat. Ein Fürstenberger hatte gemeint, er müsse auch mit den Lutherischen mitmachen und hat darum die St. Jakobskapelle und den St. Jakobstag nicht mehr heilig gehalten. Schnell ist alsdann das Heiligtum verfallen und ganz verwahrlojt.

so wie es jetzt noch daliegt. Das Bild des heiligen Jakobus mit dem Hirtenstab steht ganz ohne Verehrung droben über dem noch erhaltenen Eingang. Wir rührend ist doch die Geschichte, wie das Kapellele entstanden ist! . . . Ganz helle Klänge waren da auf einmal an das Ohr des langsam Bergansteigenden gedrungen. Er hält plötzlich inne. Hinter einem Baum stehend, will er scharf aufpassen, was sich da abspielen wird. Wichtig, da kommen schon Bubengestalten aus dem Gebüsch und laufe über den alten Kapellenplatz. Sein Friedli und, wie er geahnt, der Johann Kümich sind dabei. Und da ist auch noch der Jakob Haimb.

„Was macht ihr da oben? Wo treibt ihr euch am Sonntag nachmittag rum. Dein Mutter hat arg Angst ghabt um dich, Friedli? Nun, Friedli, kannst nit schwätzen?“ Verstört schauen die zwei Kameraden des Friedli auf diesen und seinen Vater. „Gelt, der Friedli hat euch verleitet? Seid ihr nit in der Vesper gewesen? Ich werd morgen schon den Herrn Stadtpfarrer fragen.“ Ein stummer, scheuer Blick der Angeredeten auf Friedli. „Wir haben nix Böses gemacht“, versichern sie. Inzwischen hat Vater Zwiak ein von Friedli auf dem Rücken gehaltenes Päckle entdeckt und es ihm aus der Hand genommen. Und nun beginnt er, es zu öffnen. „Ah! ein weißes Hemd — und da, das ist doch unser alter Kelch von daheim. Und da ist deine Kindermonstranz, die du einmal zu Weihnachten bekommen hast. Habt ihr wohl gar Meß gehalten hier oben? Am End gar Jakobssandacht?“ — „Ja.“ Es kostete die paar Buben nun keine Mühe mehr, ein Geständnis abzulegen. „O, Meister Zwiak, der Friedli kann gar schön die Meß singen und predigen! Er will doch Pfarrherr werden oder Herr Vikar.“ — „Om, das wär nit unrecht. Da komm ich am nächsten Sonntag selber mal, um zuzuhören. Da muß dann der Friedli singen.“ — „Dort ist's Märle. Heiligenbilder brauchen wir keine kaufen, der heilige Jakob ist uns genug.“ — „Und Läuten — das täten ja die Leut hören.“ — „Es ist auch kein Glockenturm mehr da“, meinte klug der Jakoble, der Haimb. „Wer hat denn den Ministrant gemacht?“ — „Der Jakob hat heut ministriert.“ — „So treibt ihr also das Pfarrerlespielen schon eine Zeit lang?“ — „Seut ist's das vierte Mal.“ — „Wer macht denn die Pfarrgemeind?“ — „Das sind halt die alten Bäum um die Kapell rum und die jungen Tannen. O, mein, die sind arg frumm“, sprach begeistert der fromme Friedli. „Aber heute Mittag,

wo's einmal so donnert hat, da haben sie ja Angst ghabt und haben sich tief blüct vor unserm Herrgott.“ — „Und der Ministrant wohl nit viel weniger.“ — „Ein bizzele, ja.“ — „Also, ihr Buben, nächsten Sonntag stell ich mich auch zu den Bäum' und bet mit hört ihr's, aber vorerst niemand was sagen gelt? Und d'Mutter muß noch mit. Du meint immer, 's ging um bei der Kapell. Jez wird sie seh'n, wer umgeht am hellen Sonntag nachmittag.“ — „Mein' Tante muß auch mit!“ warf begeistert da der Johann Kümich ein. Der Führer aber der frommen Gruppe, die nun den Weg durch den Wald hinabzog, hatte noch einen ganz anderen Plan. —

Was hat der Meister Zwiak heut beim Herrn Dekan zu tun? Der Pfarrherr, Dekan Loth, war selbst nicht wenig erstaunt über den seltenen Besuch. Der Herr Dekan kannte den Schuster Zwiak gar gut als den Vater seines besten und bravsten Ministranten. „Ist was mit dem Friedli, Zwiak?“ — „Ja, ja, hochwürdigster Herr Dekan.“ — „Was hat er denn angestellt?“ — „Ihr werdet staunen, Herr Dekan. Haben Ihr noch nit bemerkt, Herr Dekan, daß die Meßbuben die letzten paar Sonntag gleich nach der Vesper nach dem Berglewald davon sind?“ — „Das ist aber doch nix besonders, Meister Zwiak! Für Buben ist der Wald der gesündeste Ort.“ — „Das schon, Herr Dekan, aber was sie dort treiben!“ — „Etwas Schlimmes, Vater Zwiak?“ — „Ich weiß nit, ob's grad was Schlimms ist; hab offen gestanden, nix Böses dabei gfunden — aber man wird's ihnen am End doch verbieten müssen. Möchtet Ihr am nächsten Sonntag nicht einmal mit mir geh'n, Herr Dekan? Das wird intressant, Herr Dekan. Und darf meine Frau sich anschließen und die Tante vom Johann Kümich?“ — „Sagen Sie doch erst einmal, was da oben los ist.“ — „Nein, nein, Herr Dekan, sonst ist ja die ganze Freud verdorben. Und ich mein', wenn man's so unvorbereitet sieht, dann kann man's auch am besten beurteilen. Ihr müßt einfach mitkommen, Herr Dekan.“

Daß der Herr Dekan auch mit soll in den Berglewald, hatte Zwiak daheim nicht geraten. Die Mutter Zwiak und die Tante des Johann hatten ohnehin keine Lust, den Besuch der Kapelle am Sonntag mitzumachen. Jahr und Tag waren sie nimmer droben gewesen. Der Vater Zwiak hatte — nach ihrer Befürchtung — gewiß einen Spuk vor. Nein,

mein, D  
er feir  
allein

Wa  
Zwiak  
den be  
nern b  
den B  
schein  
Weile  
bald a  
schöner  
der Ka  
lieber  
zuerst  
aber  
Leuchte  
Bildes  
bietet.

Die  
Nische  
tergeh  
Mitar  
Wfiss  
ein w  
steht e  
kleine  
das u  
liegt e  
tieren  
roten  
Pfarr  
ein w  
men  
Der  
Herr  
—

(,der  
diatar  
soll ei  
der h  
lium.  
raus  
ben, C  
lassen  
einst  
mehr  
Gottes  
vielen  
Jakob  
ihr B  
ein  
dem  
einem  
suchte  
es wa

nein, dem war nie recht zu trauen! — Also soll er seinen Sonntagsbesuch in der Wildnis allein machen.

Was der Herr Dekan mit dem Schuster Zwid für einen wichtigen Gang vorhat? Wer den beiden selten zusammengehenden Männern begegnet, schaut ihnen lange nach. In den Berglewald gehen sie, wie es den Anschein hat. Die Beiden sind nun schon eine Weile in den Tannen verschwunden und bald an der Stelle angelangt, wo man einen schönen Ueberblick über das ehemalige Innere der Kapelle hat. „St! St! Still jetzt, Zwid!“ Ueber das Gesicht des Herrn Dekan huscht zuerst ein Wölkchen des Unwillens, alsbald aber geht es dann wie ein himmlisches Leuchten der Freude darüber wegen des Bildes, das sich ihm und seinem Begleiter bietet.

Die Buben haben den hl. Jakob aus der Nische über dem Türlein der Kapelle heruntergeholt und auf dem aus Steinen gebildeten Altar in der noch ziemlich gut erhaltenen Apfiss aufgestellt. Ueber den Steintisch ist ein weißes Tuch ausgebreitet und darauf steht ein Kelch. Rechts und links brennen kleine Lichtstümpfen. Auf einem Gestell, das sich Bubenhände zurechtgebößelt haben, liegt ein großes Buch, das Meßbuch des amtierenden Herrn Pfarrers. Friedel hat einen roten Schurz umhängen. Er macht den Pfarrer. Der Ministrant Jakob Saimb hat ein weißes Chorhemd an. „Ah, jetzt kommen wir scheint's grad recht zur Predigt.“ Der Friedel besteigt einen als Kanzel dienenden Felsen und beginnt: „Pst.“ mahnt der Herr Dekan, „daß sie uns ja nicht bemerken!“ — „In Andacht versammelte Zuhörer!“ („der Sapperlot benützt richtig meine Predigtart“, murmelte der Dekan.) „Mein Haus soll ein Bethaus genannt werden! So sagt der heilige Evangelist im heutigen Evangelium. Böse Menschen aber machen oft daraus eine Stätte, wo sie Unarten treiben, Sachen feilhalten und betrügen. Manche lassen das Gotteshaus auch verwahrlosen, wie einst ein Fürst in Wolfach. Sie denken nicht mehr daran, wie so eine heilige Stätte durch Gottes Wunderzeichen entstanden ist. So vor vielen, vielen Jahren das Kirchlein zum hl. Jakob. Als einst hier in diesem Walde Sirten ihr Vieh hüteten, da vernahmen sie plötzlich ein wunder schönes Geläut. Sie gingen dem Geläut nach, und merkten, daß es aus einem Baum kam. Als sie den Baum untersuchten, fanden sie ein Wunderbild darin; es war das Bildnis des hl. Jakobus mit dem

Sirtenstab. Sie brachten die Kunde heim, und aus Freude über den wunderbaren Fund beschloßen die Bewohner der Umgegend, hier an dieser schönen Stelle ein Gotteshaus zu errichten. Viele Jahre lang wurde die Kapelle eifrig besucht, bis ihr die Reformation ein trauriges Ende bereitete. Und das ist schade: Lasset uns darum hoffen, daß der allmächtige Gott sich von neuem des Heiligtums erbarmt und lasset uns in diesem Glauben und in dieser Hoffnung ein andächtiges Vaterunser beten!“ — „Jesses, der Vater und der — Dekan!“ . . . . „Lasset uns mitbeten, lieber Meister Zwid!“ Und laut begannen, zum Schrecken der Ueberraschten der Herr Dekan und Vater Zwid das tägliche Gebet mitzusprechen. „Weitermachen, weitermachen jetzt!“, rief der entzückte Geistliche Herr den Buben zu, als sie in Angst und Verlegenheit nun ihre Andacht schleunigst einstellen wollten. Friedli nahm alsdann seinen Platz wieder ein. Es folgte ein sehr schön gesungenes „Vateroster“ und das Schlußevangelium, und auch das „Ite missa est“ fehlte nicht. Vater Zwid war überstaunt, als er nun sah, wie der alte Herr Dekan seinen Buben innig in die Arme schloß. „An mein Herz, du Gott geweihtes Kind! . . . Das war eigentlich, außer meiner ersten hl. Messe, der innigste Gottesdienst, dem ich beigewohnt. Wenn da unser Vater im Himmel droben keine Freude dran hat!“

Freudig bewegten und stolzen Herzens marschierte die kleine Truppe dem Städtchen zu, der kleine Friedli neben dem Herrn Dekan, den er in kindlich unschuldiger Weise dargestellt hatte. Der Herr Dekan aber machte während des Heimwegs schon und nachher in seiner Stube daheim einen großen Plan für den nächsten Sonntag: Die St. Jakobkapelle muß wieder ein Heiligtum werden wie eh! Ein seltenes Gottesfest muß es geben im alten Wolfach!

„Wißt ihrs auch schon? Am nächsten Sonntag gibt's eine Prozession nach St. Jakob!“ Wie ein Lauffeuer gings durch's Städtchen. Die Ortspolizei hatte nicht nötig, es anzuschellen! Als im Hauptgottesdienst der Geistliche auf der Kanzel es verkündete, daß nach der Vesper ein Gang mit Kreuz und Fahne nach der alten Jakobskapelle stattfinden, war schon männiglich bereit, die ungewöhnliche St. Jakobsfahrt mitzumachen. Wärmster Sommer Sonnenschein lag über Wolfach und Kinzigtal, als die Glocken der Stadtkirche einsetzten und zum Wandergang

nach St. Jakob einladen. Mehr als dreihundert Personen, beteiligten sich mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, an dem Zug. Die Uebrigen zogen es vor, vorerst den Zuschauer zu machen und das nächste Mal unter Umständen mitzuwallen. Viele glaubten doch noch nicht recht an die angesagte Wiederaufnahme der alten Wallfahrt nach St. Jakob droben im finstern Tannenwald. Viel Arbeit hatte es die Woche durch gemacht den Platz am Kapellchen etwas zuzurichten, damit die Andächtigen auch Platz hätten. Der gute Schuster Zwid hatte mit einigen frommen Handwerkern fleißig geschafft, um die Umgebung der Kapelle gehörig in Stand zu setzen. Schon zog die andächtige und natürlich nicht wenig neugierige Schar vor das alte Heiligtum. Der Mehner Haimb hatte die für die Feier nötigen Gewänder und Geräte beigetragen. Gleich nach Ankunft betrat der Herr Defan im Priestergewand den Altar, die Ministranten Friedle Zwid und Kümich waren ihm zur Seite, die Andächtigen schlossen sich im Kreise an. Zuerst eine Ansprache: — „Wer Platz findet, kann sich setzen.“ — „Liebe Pfarrkinder,“ begann der alte Herr Defan. „Der liebe Gott hat wieder einmal auf seine eigene Weise gezeigt, wie gut er es mit seinen Kindern meint. Mit weiser Fügung hat er vor vielen Jahren hier im Walde das Heiligtum zum heiligen Jakob bauen lassen. Spätere Geschlechter haben es aber vergessen und verwahrloset lassen. Und wir Heutigen haben es bis jetzt auch unterlassen, die Pflicht zu übernehmen, für das so schön gelegene Heiligtum zu sorgen. Schon längst müßte der seinerzeit durch große Opferwilligkeit unternommene Bau wieder in alter Schönheit dastehen. Der ehrwürdige St. Jakob mit dem Stab wartet sicher mit Sehnsucht auf die Erneuerung des ihm ge-

weiheten Werkes. Wollen wir Aelteren der Gemeinde uns denn beschämen lassen durch Kinder, die uns vormachen, wie man Heiligtümer ehrt? Knaben aus Wolfach (die Namen brauche ich nicht zu nennen) haben uns den Weg zu unserer Pflicht gezeigt. Lassen uns den Wink verstehen! In frommer Botschaftigkeit wollen wir das Werk wieder in Stand setzen, schöner als es früher war. Im Gelöbniß beten wir jetzt an der altgeweihten Stelle den glorreichen Rosenkranz, „Der von den Toten auferstanden ist,“ und anschließend singen wir dann ein jubelndes „Großer Gott wir loben dich,“ das unser braver Friedle Zwid anstimmen muß. Amen.“ In voller Lönen brauste das alte herrliche Gotteslied „Te deum laudamus“ durch den Wald. Frömmer und froher gestimmt als je, zog darnach die Gemeinde wieder dem Städtchen zu, in der Mitte der Held des Tages an der Seite des Herrn Defan.

Als wieder der St. Jakobstag war, da stand das verfallene gewesene St. Jakobskapellchen in voller Schönheit da. Ein Fürstenberger hat das Bauholz dazu gegeben, und die Wolfacher hatten alle Ehr darein gesetzt, ihr Heiligtum von neuem würdig auszugestalten. Seit Wochen war das Kirchlein von einem Domherrn aus Konstanz neu geweiht. Am St. Jakobstag konnte da an dem prächtigen Altar, ein feierliches Hochamt gehalten werden.

Einige Jahre waren verstrichen, da ließ ein Neupriester in St. Jakob eine zahlreich besuchte hl. Messe. Wer mag das wohl sein? — Der liebe brave Friedle Zwid ist's, der nun ein richtiger Priester geworden.

Ein altes Sehnen wohnt im  
Menschenbusen,  
Das die Bedrängten treibt  
von Herd und Haus,  
Um zu den Füßen eines  
Gnadenbildes  
Ein stillres Heim, ein Ruhe-  
land zu suchen



Und Arznei für Unglück und  
Gebreiß.  
Der Schwache wirbt um  
Kraft, um Mut der Tage  
Der Sieche fleht um der Ge-  
nehung Heil.  
Und ein Gelübde muß der  
Schuld'ge lösen.

Friedrich Wilhelm Weber.

# Mein Besuch bei Heinrich Hansjakob.

Von Johannes Wunsch.

Es ist eine meiner liebsten Erinnerungen, die ich heute ausgraben will. — Die Freiburger kannten ihn ja schon von weitem, wenn der große Mann mit dem großen Hut irgendwo auftauchte. Es mögen nun etwa zwanzig Jahre verflossen sein, da ich ihn persönlich kennen lernte. Er kam nämlich oft ins Murgtal nach Forbach, wo er im damaligen Pfarrer Späth einen alten Freund besaß. Hansjakob selbst nannte das Murgtal von Kastatt nach Schönmünzach das schönste und romantischste Tal des Schwarzwaldes. Darauf waren wir Murgtälner nicht wenig stolz; denn sein Urteil galt uns etwas! —

Als ich nach Freiburg kam, da steuerte ich mit einem Auftrag und einer Empfehlung des Forbacher Pfarrherrn in der Tasche direkt auf die Sankt Martinsklause zu, wo der große Mann herrschte in seinem Reich. Je näher ich aber dem Franziskanerplatz kam, desto schwüler wurde es mir zu Mute. Als ich am Pfarrhause klingelte, da öffnete mir seine Schwester und gab mir Bescheid, daß ihr Bruder in der Karthaus droben sei; dort hatte er sich nämlich für die Sommermonate eingemietet, um ungestörter arbeiten zu können. So schlenderte ich halt diesem idyllisch gelegenen alten Kloster zu und war froh, als ich die lange Karthäuserstraße hinter mir hatte.

Bald stand ich, von einer Schwester mit weißer Haube geführt, vor dem Zimmer des Gewaltigen. Die Schwester verschwand und überließ mich meinem Schicksal.

Ich klopfte an.

„Wer ist draußen?“ rief es von innen.

„Ich bin's halt!“ entgegnete ich.

„Wer ist das halt?“ So der von drinnen.

„Der Hans aus dem Murgtal mit Grüßen von Pfarrer Späth in Forbach!“

„So, so! Was macht der Pfarrer Späth? Steht er immer noch so früh auf?“ So wieder der von drinnen.

„Ja, die Leute nennen ihn deswegen auch Früh, statt Späth!“

„Sahaha! Das ist gut; aber was ich sagen will, du kannst auch hereinkommen, wenn du willst, ich fresse dich nicht, habe keinen Hunger momentan!“ So wieder die Stimme von drinnen.

Da faßte ich mir ein Herz — es war eigentlich schon längst in die Hosen ge-

fallen — und klinkte die Tür auf. Da saß Hansjakob an einem Schreibtisch, der über und über mit Büchern und Schriften beladen war. Auch ein schöner Waldblumenstrauß stand noch darauf. Es war nun allerdings ein schwieriges Stück Arbeit, bis zum Tisch vorzudringen, denn auch der Fußboden glich einem umgestürzten Bücherschrank. Man mußte sich in der Tat den Weg förmlich bahnen, um zu ihm zu gelangen.

Hansjakob aber drehte sich um und blickte mich durch seine scharfen Brillengläser durchdringend an. Er glich einer Denkfäule aus Erz. Doch jetzt erhellte sich sein Gesicht und er drückte mir die Hand, daß ich es kräftig spürte.

„Nimm doch Platz!“ meinte er noch.

Das war aber wieder leichter gesagt, als getan. Alle Stühle lagen voll von aufgeschlagenen alten Scharteken, Lexikons, Kalendern, Manuskripten und Zeitschriften. Ich mußte in diesem Augenblick äußerst hilflos dreingeschaut haben; denn er kam mir zu Hilfe und sagte lachend:

„So, das macht man nämlich ganz einfach!“

Und er warf einen Stuhl mitsamt dem, was darauflag, um und — leer war derselbe!

„Jetzt kannst du dich sicher setzen!“ fügte er schelmisch hinzu.

Und das tat ich denn auch.

So konnte endlich das Gespräch beginnen. Ich mußte ihm aus dem wilden Murgtal erzählen und er hörte aufmerksam zu.

Plötzlich sagte er zu mir: „Se, ich weiß ja gar nicht mehr, wie du heißt! Es ist schon lange her, seit ich zum letztenmal bei euch in Forbach war!“

„Mein Name?“ stotterte ich bestürzt.

O Himmel, hilf! Ich hatte meinen Namen vergessen, wie einst das schöne Blumlein Vergißmeinnicht im Paradies. Aber mir half kein Herrgott in meiner Not. Hansjakob lächelte pfeifig, dabei startete er auf meine linke Hand, in der ich etwas hatte.

„Hast du einen Brief da oder wolltest du mir sonst etwas geben?“ sagte er nun.

Ja, da hatte ich einen Brief vom Pfarrer Späth, und darauf stand glücklicherweise auch mein eigener Name, dessen erster Teil am 24. Juni gefeiert wird.

„So, jetzt weiß ich, wie du heißt!“  
Und ich wußte es zu meinem allergrößten Erstaunen auch wieder.

„Weißt du, so heißt auch der Kronenwirt in Forbach, bei dem ich einmal übernachtete, da es zu spät war, um noch zum Späth ins Pfarrhaus zu gehen.“ „Du hast einen schönen Namen,“ meinte er noch, „der Wunsch ist ja oft der Vater des Gedankens, nicht wahr? Und wenn du nur diesen einen Wunsch hast fürs Leben, dann bist du glücklich; leider haben wir alle gar so viele Wünsche, die nicht in Erfüllung gehen.“

Diese Worte brachten mich wieder ins alte Geleise. Jetzt wußte ich ja wieder meinen Namen! Und dieser Name hat mir schon manchen Streich gespielt. So wurde ich einmal einer jungen reichen Dame vorgestellt, und da diese meinen schönen Namen hörte, da errötete sie lieblich und kispelte schüchtern: „A, welch netter Name! Den möchte ich auch gerne haben!“ Ich aber war taub dagegen und entgegnete trocken: „Bedauere, ich gebe ihn nicht her und denke auch gar nicht daran!“

Doch dies so nebenbei. Es gibt halt Stunden im Leben, die man am besten als verpaßte Gelegenheiten bezeichnen kann.

Hansjakob aber lachte damals, daß die Stühle wackelten und der alte Kockkopf über Sankt Ottilien sein Haupt neigte, und sagte foppend:

„Weißt du was? Du mußt Professor werden, denn du hast die beste Empfehlung dazu, und die heißt allemal Zerstreung!“

Und als ich ihm sagte, daß ich Sprachen studiere, da wurde er ernst und erklärte bestimmt:

„Das ist ein schönes Studium; gehe aber deinen eigenen Weg und pfeife eins auf die Meinung der Menschen, sonst wirst du irre am Leben, wie so viele andere.“ —

Nun, Hansjakob wußte ja am besten, was die eigene Ueberzeugung wert ist. Als man ihn im heiligen Kulturkampf in Waldshut vom Direktorposten der dortigen Gelehrten-schule zum letzten Lehrer der Anstalt degradierete, da zog er den Professorenrock für immer aus und hing ihn an den Nagel. Er zog als einfacher Pfarrer nach Hagnau am Bodensee.

Er war trotz seiner großen Gelehrsamkeit ein guter Schwarzwälder Pfarrer. Es war eine kritische Zeit damals, für einen Mann mit fester, eigener Ueberzeugung doppelt kritisch, denn die Wogen des Kulturkampfes gingen hoch und bespülten auch die reizenden Ufer des Bodensees. Nach vielem Leid wurde

er Pfarrer von Sankt Martin in Freiburg. Ich habe alle seine Werke gelesen; Hansjakob war ein guter Priester mit kindlich gläubigem Gemüte. Er war fromm. Das beweisen am besten auch seine herrlichen Morienpredigten, von denen er mir damals ein Exemplar zum Andenken mit auf den Lebensweg gab. —

Ueber eine Stunde war ich bei ihm in der Karthaus. Er begleitete mich ins Freie und sagte noch, den Blick auf die dunkeln Tannenwälder geheftet:

„Mein junger Freund! Die Welt ist so schön! Es ist ein wunderbares Bilderbuch Gottes! Lies und blättere gerne in diesem Bilderbuch; denn wer die schöne Natur mit ihren Blumen, Bäumen, Brunnlein und Bergen liebt, der ist ein guter Mensch und geht nicht zugrunde!“

Ich fühlte so recht, daß ein großer Geistesmann vor mir stand; seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er sagte zum Abschied auch noch die markigen Worte:

„Werde nur kein Schmeichler! Gehe immer deinen eigenen Weg! Lieber zehnmal grob werden mit der Wahrheit, als einmal schmeicheln in Unwahrheit. Der Schmeichler ist in 99 von 100 Fällen ein gewissenloser Lügner, und der Welt muß unbedingt die Wahrheit gesagt werden, wenn sie fortbestehen soll!“

Das war sein Abschiedswort. Er gab mir die Hand, ich grüßte nochmals und ging in die Stadt zurück. Und dieser Besuch bei dem großen Erzähler und Gelehrten blieb mir bis heute unvergessen. —

Heinrich Hansjakob ist einer der wenigen großen Volksschriftsteller, welche die Wahrheit auf ihr Schild geschrieben haben. Er strebte auch nicht nach Ruhm und Ehren; Menschengunst betrachtete er als Rauch und Dunst, der im Wind vergeht. Bemerkenswert ist ja sein Verhalten bei der Verleihung des Jähringerlöwenordens. Als er ihn erhielt, packte er alles fein säuberlich wieder in ein Schächtelchen zusammen und ließ das Paketchen per Post dorthin zurückgehen, woher es gekommen war! In Karlsruhe war man nicht wenig verdußt ob dieser Erledigung; aber im Grunde genommen hatte Hansjakob recht. Er wollte keine Ehre von denjenigen haben, die ihn in früheren Jahren schwer gekränkt und verfolgt hatten. —

Hansjakob war ein derber Schwarzwälder, der die Wahrheit sagte, wenn es manchmal auch etwas grob herauskam. Er hatte nämlich das „Glacehandschuhanziehen“ nie gelernt. Hansjakob war ein guter Kanzelredner.

redner,  
„Der S  
man üb  
Sankt M  
ber bis  
Hansj  
verstand  
flingen  
daher li  
cher ma  
Welche  
Ernst, v  
diesen B  
Volkstur  
innige  
empfund  
offenbar

Noch  
jug  
sel versu  
es ist B  
Nacht  
steht das  
haben n  
Frühling  
men für  
die Dorff  
sonntag  
Vorau  
der Pal  
Gilgerin  
85 ber  
von der  
dem silb  
den sein  
lichen V  
wendet.  
weit her  
aber im  
Gegende  
Berühm  
Bei un  
strießen  
causfoli  
Auszeich  
halten h  
Sanktsta

redner, und wenn es in Freiburg hieß: „Der Hansjakob predigt heute!“, so konnte man überzeugt sein, daß die altehrwürdige Sankt Martinskirche schon zwei Stunden vorher bis auf das letzte Pläschen gefüllt war.

Hansjakob war ein Kind des Volkes! Er verstand es, die Saiten der Volksseele hell klingen zu machen wie kein zweiter vor ihm; daher liebte ihn auch das Volk. Seine Bücher machen eine stattliche Bibliothek aus. Welche Summe von Gedanken, von Wiß und Ernst, von Wahrheit und Schönheit steckt in diesen Bänden! Lauteres und ungekünsteltes Volkstum, tiefes Wissen, echte Frömmigkeit, innige Liebe zur Heimat und größtes, tiefempfundenes Mitleid mit den Menschen, offenbaren seine Werke, die mit Verstand und

Gemüt in stillen Stunden gelesen werden müssen.

Hansjakob ist neben Alban Stolz der bedeutendste Volkschriftsteller der badischen Heimat, des Schwarzwaldes. Er war ein rücksichtsloser Wahrheitsprediger. Er kannte tatsächlich keine Furcht, wenn es galt, die Wahrheit so zu sagen, daß sie wirksam war. Er war ein Verteidiger, ja ein Märtyrer seiner Religion, seiner inneren Ueberzeugung. Und er opferte dieser seiner geraden und offenen Auffassung die glänzende Laufbahn, die sich ihm erschlossen hatte. Heinrich Hansjakob war ein christlicher Held und mutiger Streiter für Wahrheit und Recht. Und der Zweck dieser Zeilen soll es sein, das Andenken, dieses großen Mannes in treuer Liebe wachzuhalten; denn er hat es verdient!

+

## Der Palmsonntag im Hohenwald.

Von Jakob Ebner.

Noch liegen der abgelebte Winter und der jugendliche Frühling im Kampfe, die Amsel versucht ihre ersten herzerquickenden Lieder; es ist Palmsonntag. Kaum ist die Asche des Fastnachtsfeuers ausgefunkt und erloschen, steht das unruhige Herz des Schwarzwaldobers wochenlang im Banne einer anderen Frühlingssitte: jetzt gilt's, den schönsten Palmen kunstgerecht zu fertigen, um ihn durch die Dorfstraße zur Kirche zu tragen am „Palmsonntag“, der Gemeinde zur Augenweide.

Woraus besteht denn der Palmen? Bei der Palmprozession, von der die spanische Pilgerin Aethera aus Jerusalem im Jahre 88 berichtet, werden sicherlich nur Zweige von der palästinischen Palme, und Keiser vom silbergräulichen Delbaum getragen worden sein. Auch heute noch werden in südlichen Ländern Palm- und Delzweige verwendet. Die echten Palmzweige werden oft weit her bezogen. In einigen nördlichen, aber immer noch dem Süden benachbarten Gegenden, läßt man Delzweige kommen. Berühmt ist der Palmenmarkt in Innsbruck. Bei uns dienen immergrüne und neuvorziehende Zweige der Stechpalme (*Neranthium*), die im Deutschen wegen ihrer Auszeichnung am Palmtag den Namen erhalten hat. In einigen Gegenden wird die Haselstaude und die Salweide mit ihren

blütenstaubreichen Würstchen und Kästchen bevorzugt. Am Bodensee hat die jungfräuliche Birke, die in einem warmen Raum zum Treiben gebracht wurde, den Ehrenrang unter den Bäumchen und Sträuchern. In der Schweiz werden da und dort hohe Stangen feillich und baumartig mit Quirlen und Sträußen von Stechpalmen und anderen Zweigen ausgeschmückt, und mit prangenden Nappeln geziert, wie wir es sehen auf dem bekannten Gemälde Zellmanns „Palmsonntag in der Schweiz.“ Ich brauche es nicht zu sagen, wo der Schwarzwälder seinen Palmen holt. In seinem Tannenwald. Die himmelstische, harmonische, freudige Weißtanne wird für diesen Tag erkoren; sie ist die edle Schwarzwälderin. Vor allem kommt es darauf an, daß dieses Tannenbäumchen auf einer möglichst langen Stange prangt. Wer den längsten Palmen unter uns Buben hatte, war der Palmkönig! Und wer zuletzt am Palmsonntag aus den Federn hupfte, war der Palmesel! Ich bin heute noch stolz darauf, daß ich einmal einen Palmen hatte, der bis an die Decke unserer geräumigen, hohen Kirche reichte. Schon längst vor dem Feste ist die Stange entrindet und gedörret worden. Die Palmstange wird von unten bis oben mit mehrfarbigem Glanzpapier kunstvoll umwickelt. Eine Dickrübe wird durch-



löchert, mit Tannen- oder Buchweizen ganz bestachelt wie ein Igel, schön rund geschoren, und oben etwa 2 Meter in die Stange hineingesteckt. Ein runder Kranz von Stechpalmen wird mit seidnen, farbigen Bändern unter der Krugel befestigt, daß er beim Tragen um die Stange hin und her schwenkt. Oben wird das Tannenbäumchen mit der Stange verzapft, überreich geschmückt mit flatternden Papierbändern, mit schönen verzierten, ausgeblasenen Eiern, mit rotbackigen Palm- oder Zährpfeln, die an einem vor Knabenwunderstigen sicheren Orte bis zu dieser Zeit von der besorgten, weitblickenden Mutter aufgehoben wurden.

Vor drei Jahren auf meiner Fahrt vom Heuberg nach Bruchsal machte ich einen Abstecher über den Palmsonntag in mein Heimatdorf Unterlupfen; ich mußte wieder einmal einen „heimatlichen Palmsonntag“ erleben.

Es hat das Erste geläutet zum Gottesdienst. Schon wallen die gefunden, stämmigen Hogenbuben aus den drei Ortsteilen, dem Dörfle Wiehl und Schlatt der hochgelegenen Kirche zu. Da und dort hängt einem ein Seilstumpfen aus der Schobentasche. Die Palmen müssen in der Kirche oben an den Bänken festgebunden werden. Es wird mitten in der Passionszeit feiertäglich in dem Dorfe, wie damals in Jerusalem, als der Herr und Meister seinen Einzug hielt, und das jubelnde Volk ihm Palmzweige auf den Weg streute. Dem Großvater, der selbst an dem Palmen mitgekünstelt hat, glänzt eine Freudenträne im Auge; er denkt 60 Jahre zurück, und die ganze Knabenzeit steht vor seiner Seele. Die buntfarbigen Palmen sind in der Kirche festgeseilt, das heimatliche Gotteshaus hat ein Feierkleid angezogen; es jubelt und freut sich. Einen Blick in das

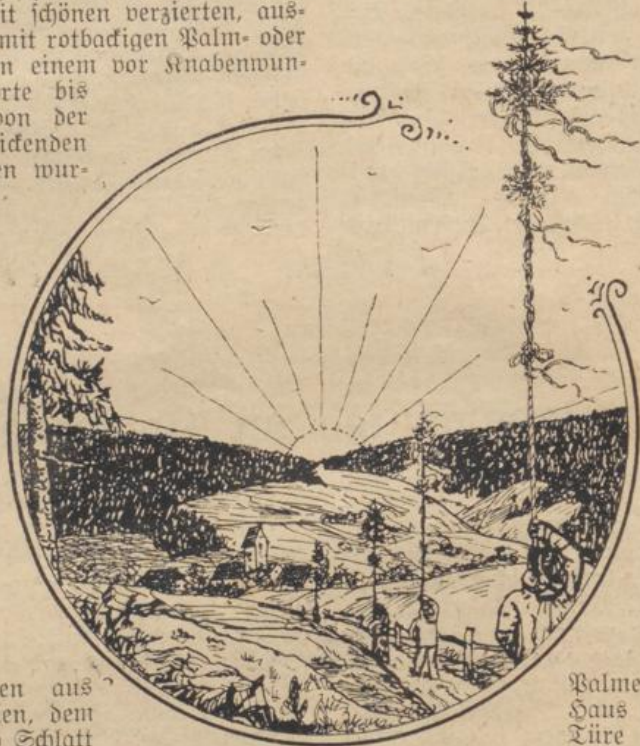
Schiff der Kirche auf die glückliche Knabenschar, auf die in Reihen hochragender Palmen, macht mich um 40 Jahre jünger, ich bin wieder ein Kind unter diesen Kindern. Der Priester hat unter herrlichen, inhaltsreichen Worten die Palmen geweiht und geeignet, der Gottesdienst ist vorüber. Die Buben tragen die geweihten Palmen mit noch größerem Knabenstolz heimwärts, da und

dort ein Lob erhaschend aus der schaulustigen Menge der Kirchenbesucher.

Der Palmsonntag wird im Hausgarten an einem Pfosten festgebunden, wo er die ganze Karwoche bei Wind und Wetter verbleibt. Am Ostersonntag, bei der Morgendämmerung, muß der Bube der den Palmsonntag in die Kirche getragen, denselben flink und froh hereintun unter Dach und Fach. Da heißt es früh aufstehn! Wenn ein anderer den

Palmen loslöst, vor das Haus stellt oder vor die Türe wirft, muß der Palmträger ihm wohl oder

wehe einen Teil seiner Osterschokolade abtreten; zudem wird er gefoppt und geneckt als Siebenschläfer. Ich habe es trotz der langen Zeit heute noch nicht vergessen, daß des Nachbarn Gregor, ein Schulkamerad, mir an einem Ostermorgen den Palmen mit seinen wallenden farbigen Bendeln vor das Fenster meiner Schlafkammer stellte. Die Osterjonne war kaum aufgegangen, als er freudig lachend kam, und die Osterschokolade holte, die die Mutter mit Grün und Blumen gefärbt hatte. Mir wollte an jenem Ostersonntag das Alleluja nicht recht aus der Kehle, aber ich machte den festen Voratz, wichtige Stunden nicht mehr zu ver-schlafen.



Fin  
sch  
im Bod  
hohen A  
du den  
grüne  
öffnet  
alle Far  
Beeten  
das ne  
Ranten  
mitten  
Palmen  
sonniger  
zaubert  
die glü  
erzähler  
gen, die  
Leise si  
deine T  
mer bli  
Zweige  
Blihen;  
liebliche  
schmeich  
Dort  
leuchten  
homen  
des Wa  
in den  
und ha

Zu  
St  
Di  
We  
Un  
So  
Ti

# Auf der grünen Mainau.

Von Augustin Wibbelt.

Ein wunderliebliches Plätzchen auf der schönen Gotteswelt ist die Insel Mainau im Bodensee. Schon von weitem grüßen die hohen Wipfel über die blaue Flut. Betrittst du den stillen Strand und steigst durch die grüne Dämmernacht des Waldes empor, so öffnet sich oben eine lachende Gartenpracht: alle Farben des Regenbogens liegen auf den Beeten verstreut, Weinlaublen locken dich in das neckische Schattenspiel ihrer lustigen Ranken, ernste Zypressen stehen träumend mitten in blühender Rosenblut, und hohe Balmen schauen stolz und fremd aus ihren sonnigen Winkeln. Du irrst umher wie verzaubert und möchtest fragen, ob das nicht die glückliche Insel sei, von der die Fabeln erzählen, das weltentrückte Gefilde der Seligen, die heimliche Heimstätte süßen Friedens. Reife singen die Bäume ihr altes Lied in deine Träume hinein. Ein blauer Schimmer blickt durch das Grün der hängenden Zweige und winkt herauf mit goldenen Blüten; es ist der See, der sein Kleinod, die liebliche Mainau, mit weichen Armen umschmeichelt.

Dort waren wir gewandelt einen langen leuchtenden September-Nachmittag, geruhelichen Ganges, im lichtdurchwobenen Dämmer des Waldes, auf schwellenden Wiesenhängen, in den klingenden Farbengluten der Gärten, und hatten Augen und Seele vollgetrunken

und gesättigt mit Schönheit. Nun fügte es der Zufall, daß ich eine Weile allein blieb auf einer Bank am Ufer.

Ueber mir rauschten uralte Bäume, und zu meinen Füßen raunten die ewig jungen Wellen, leise und geheimnisvoll. Die Sonne war untergegangen, und der See hatte allen Glanz verloren. Ein mattes Grau zog sich endlos in die Weite. Ganz fern, vom Abenddunste umschleiert, stand ein Segel, das immer tiefer tauchte in den Nebel und in den See, jacht hinübergleitend in die Unendlichkeit. Mein Auge haftete an dem einsamen Segel. Hinter mir lag die Insel, die blühende Pracht, der längst erlöschene Sonnenschein; vor mir der Abend, der endlose See, das schwindende, verblassende Segel. Meine Seele zog mit dem Segel und grüßte mit demütigem Neigen den ernstesten unter allen Gottesengeln, — den Tod....

Noch immer schlugen die Wellen ans Ufer, ruhelos raunend, in ewigem Spiele. Das Segel aber war verschwunden, versunken oder zerfloßen im Nebel, ausgelöscht am trüben Horizonte.

Ich stand auf und ging.

Und neben mir ging einer unhörbaren Schrittes. Seine ernste, heilige Nähe füllte meine Seele mit feltjamem Grauen und süßem Troste.

\*

## Zu Konstanz auf dem Dome.

Zu Konstanz auf dem Dome  
Stand ich voll Lust und Weh,  
Durchwallt vom grünen Strome  
Weitum der blaue See,  
Und in den Abendgluten  
Sob rosig aus den Fluten  
Tirol der Alpen Schnee.

Horch! Klang' nicht aus den Tiefen  
Und von des Ufers Kranz,  
Als ob dich Nixen riefen  
Zum Abendringeltanz?  
„Herab zu mir, du Wand'rer!  
Hier unten blüht ein and'rer,  
Ein frischerer Lebensglanz.“ —

Die Glocke von dem Dome  
Klang mich so traurig an;  
Da schwamm im Sternestrome  
Der Fürst der Nacht heran:  
Sauft lächelnd durch die Wogen  
Kam still der Mond gezogen  
In seinem Wolfenbahn.

Aug. Schnezler.